

kupferblau



DANKES

die 43. Ausgabe des Tübinger Campusmagazins

Ist die Uni noch up to date?

Unsere Universität nennt sich innovativ, interdisziplinär und international. Trotzdem trägt sie weiterhin die Namen von zwei Despoten:

Der antisemitische Eberhard im Bart, welcher Jüd:innen aus seinem Herrschaftsgebiet vertrieb und

Karl Eugen, prunksüchtiger Aristokrat, der selbsternannte "ewige Rektor", welcher sich durch die Vermietung von Kindern als Zwangssoldat:innen seinen verschwenderischen Lebensstil finanzierte.

Diese beiden Herrscher dürfen nicht weiter geehrt werden!

Der Studierendenrat fordert, sich endlich kritisch mit dem Universitätsgründer Eberhard und einem seiner Nachfolger Karl auseinanderzusetzen.



BRING DICH IN DIE DEBATTE EIN!
MEHR INFOS FINDEST DU UNTER
[STURA-TUEBINGEN.DE/EBERHARD_KARL](https://stura-tuebingen.de/eberhard_karl)



Aufgrund der Corona-Maßnahmen wurde hier jede/r einzeln fotografiert und im Nachhinein zusammengeschnitten. | Foto: Thomas Dinges

Liebe Leserin, lieber Leser!

Wir haben ein schwieriges Jahr hinter uns gelassen. Ein Jahr voller Hürden, Angst und Verunsicherung. Aber auch ein Jahr, das uns dankbar gemacht hat. Dankbar für die Dinge, die uns vorher selbstverständlich waren oder deren Bedeutung uns noch viel klarer wurde. Wir stellen uns die Fragen: Wofür sind wir in diesen unsicheren Zeiten vor allem dankbar? Was macht diese Dankbarkeit überhaupt aus? Es gibt Berufe, die uns im letzten Jahr gezeigt haben, wie wichtig sie sind. Ein Bestattungsinstitut, das im Hintergrund arbeitet, das Pflegepersonal ganz vorne an der Front. Und einer Sache sind wir uns sicher: Klatschen allein reicht nicht aus, diesen Held*innen in der Pandemie zu danken. 2020 war ein Jahr des Kampfes. In dieser Ausgabe zeigen wir euch, wie sich Menschen für das Gute und Wichtige einsetzten. Menschen kämpften gegen Rassismus und Ungerechtigkeit. Ein Kampf gegen das

Virus, beim Herstellen eines Impfstoffes unter Zeitdruck. Ein Kampf um unsere Wälder, denn die Klimakrise ist durch Corona nicht verdrängt worden. Die Kultur ringt um ihre Existenz. Wie geht es den Theatern, den Gastronomen? Und was machte dieses Jahr mit uns Studierenden? Hat sich die Prokrastination verschlimmert? Was bleibt uns in einer Zeit des Lockdowns noch? Wie ging es den Erstis, die lange auf eine Präsenzlehre gehofft hatten und bitter enttäuscht wurden? Wie kamen Studierende mit Kindern zurecht, während sie ihre Vorlesungen online machten? Auch in unseren Alten Bekannten gibt es wieder spannende Themen. Unser Studierendenjob zeigt nun einen Job in Krisenzeiten. Wir haben einen Professor zur digitalen Lehre und seinen Forschungen interviewt. Als besonderer Ort zählt dieses Semester für uns das geliebte Clubhaus, auf das

so viele letztes Jahr verzichten mussten. Und trotz Pandemie schafften es auch international Studierende ins Ausland. Eine Tübinger Studentin berichtet uns von ihrem Aufenthalt in Tokyo und eine Erasmus Studentin zeigt ihre Sicht auf ein Auslandssemester in Tübingen.

Eine Druckversion dieses Magazins herauszubringen, war keine einfache Entscheidung. Immer wieder wurde der Lockdown verlängert und die Infektionszahlen explodierten über den Winter; das gewohnte Unileben liegt noch in weiter Ferne. Doch wir haben den ersten Schritt in die Normalität gewagt und freuen uns, euch die neue Ausgabe zu präsentieren.

Die Kupferblau zeigt Dankbarkeit. Und wir bedanken uns auch bei euch, liebe Leserinnen und Leser.

Eure Chefredaktion:

Winterhalder

Urs Winterhalder
Chefredaktion Print

S. Gramlich

Sina Gramlich
Chefredaktion Print

M. Feuerbacher

Marvin Feuerbacher
Herausgeber

Michelle Pfeiffer

Michelle Pfeiffer
Chefredaktion Online

J. Pflanzner

Jonathan Pflanzner
Chefredaktion Online

Inhalt

POLITIK

Rassismus in Tübingen - S.8

WISSENSCHAFT

Ein Interview mit Ingmar Hoerr - S.12

Wald im Wandel - S.17

DOSSIER: DANKBARKEIT

Eine Ode an die Dankbarkeit - S.25

Klatschen statt Klotzen - S.28

Interview mit einem Bestatter - S.30

Was (uns) Dankbarkeit bedeutet - S.33

Danke 2020! - S.36

Ein Ersti in Coronazeiten - S.40

UNILEBEN

Zwischen Bilderbuch und Bildschirm - S.42

Fünf vor Zwölf - S.45

Was uns noch bleibt - S.47

KULTUR

Das Schaf, der Bär und der Leuchtturm - S.50

Kultur im Katastrophenmodus - S.55

Ein Studierendenjob in Krisenzeiten - S.63

ALTE BEKANNTHE

Ohne Worte! Fotointerview - S.66

Besonderer Ort - S.68

Auslandsbericht Tokyo - S.70

Tasse Kaffee mit Prof - S.73

My first Days in Tübingen - S.76

Impressum - S.78

Uns gibt's auch online:

Auf kupferblau.de informieren wir euch regelmäßig über aktuelle Neuigkeiten rund um das Tübinger Uni-Leben, Kultur-Events, die Hochschulpolitik und vieles mehr. Schau doch mal vorbei!





chill mal!

30 Minuten von Tübingen*, am Fuß der schwäbischen Alb könnt Ihr richtig chillen inklusive Wellness deluxe!

*Mit der Ermstalbahn von Tübingen direkt nach Bad Urach oder mit dem Regionalzug von Tübingen nach Metzingen und dann mit der Ermstalbahn oder dem Bus weiter nach Bad Urach.

Thermen
3,5h 10€

Bis zum vollendeten 25. Lebensjahr, täglich ab 15 Uhr (in den Ferien ab 13 Uhr), Thermen & Sauna 4h EUR 16,10

alb THERMEN
BAD URACH

Die AlbThermen bieten eine Quelle der Erholung und Jungbrunn für Ihre Gesundheit! Und das in einem der schönsten und traditionsreichsten Bäder Europas.

albthermen.de
07125 94360

Preisänderungen vorbehalten

„Trotz der Black-Lives-Matter-Proteste des vergangenen Jahres bleibt struktureller Rassismus bestehen.“

Rassismus in Tübingen - S.8



„Geht immer davon aus, dass ihr auch Teil des Problems seid“

Rassismus in Tübingen

Trotz der Black-Lives-Matter-Proteste des vergangenen Jahres bleibt struktureller Rassismus bestehen. Dass es sie auch in Deutschland geben musste, zeigt, dass Rassismus auch hier ein Thema ist, über das gesprochen werden muss. Mit der Schwarzen Tübinger Studentin Anne-Isabelle und Samantha und Achmed von Black Visions & Voices haben wir deshalb über strukturellen und alltäglichen Rassismus in Tübingen geredet.

Im fortschrittlichen Deutschland liegt tief im Schwabenlände das idyllische, weltoffene, gebildete Tübingen. „Rassismus hier, wo sich auch die internationale Universität und die vielen jungen Studierende befinden? Niemals!“, heißt es oft. Aber dieses Trugbild entspricht nicht dem, was Schwarze Menschen und Migrant*innen auch hier und gerade im studentischen Umfeld tagtäglich erleben müssen. Es ist eine Illusion, die besteht, weil kaum über das Thema gesprochen wird. „Wir müssen darüber reden, was

in Tübingen passiert“, sagt Achmed von Black Visions & Voices. „Es hilft nicht, wenn ich sage ‚Deutschland ist toll, Tübingen ist toll, und es gibt keinen Rassismus‘. Das ist nicht die Realität.“ Samantha, auch von Black Visions & Voices, ergänzt: „Auch in Tübingen passiert, was fast weltweit dort passiert, wo die Mehrheitsgesellschaft weiß ist.“ Rassismus als Diskriminierungsmuster, bei dem einer Gruppe von Menschen negative Eigenschaften und schlicht ein Anderssein zugeschrieben werden, umfasst

weit mehr als manifeste Gewalt. Auch seine anderen Formen und Ebenen müssen als solche benannt werden. Die Schwarze Tübinger Studentin Anne-Isabelle erklärt: „In Tübingen und allgemein begegnet mir Rassismus meistens im Alltag, oft in Form von Mikroaggressionen. Das können auch schon Aussagen sein, die rassistisch sind – von Leuten in meinem engeren Kreis, aber auch von fremden Menschen auf der Straße.“ Schwarze Menschen, People of Color (im Folgenden abgekürzt als

„PoC“) und Migrant*innen sind durch einen solchen Alltagsrassismus ständig dazu gezwungen, sich mit dem Thema auseinanderzusetzen.

Rassismus ignorieren zu können ist ein Privileg, das nur weiße Menschen besitzen. Achmed erzählt: „Ich werde mit dem Thema konfrontiert – ob ich will oder nicht. Immer wieder wird man, sei es auf der Arbeit, im Restaurant oder einfach auf der Straße, gefragt, wo man herkomme oder ob man sich freue, hier zu sein.“ Samantha erläutert: „Die weiße Mehrheitsgesellschaft spricht uns oft die Zugehörigkeit ab, d.h., sie vermittelt oder sagt uns, wir seien nicht Teil der Gesellschaft. Natürlich sind wir das – aus den unterschiedlichsten Gründen. Achmed, der seit zehn Jahren hier ist, ist genauso ein Teil von ihr, wie ich es bin, die hier aufgewachsen ist.“

Dass Weiße das können, liegt daran, dass in der Gesellschaft ein Machtgefälle besteht, das durch Rassismus aufrechterhalten werden soll. Dies wird auch dann deutlich, wenn weiße Menschen ungefragt in die Haare von PoC greifen, oder Afro-Haar als „exotisch“ betiteln. Auch in Tübingen kommt das vor, wie Achmed berichtet. „Auch das ist ein Privileg, das Weiße haben. Ich kann nicht einfach

so die Haare eines weißen Menschen anfassen. Das wäre ein Skandal.“ Anne-Isabelle erzählt, auch sie sei häufig wegen ihrer Haare diskriminiert oder ausgelacht worden. Allerdings sehe sie heute – auch in Tübingen – oft weiße Menschen mit Dreadlocks oder Braids, sei also mit der sogenannten Kulturellen Aneignung konfrontiert. „Für mich persönlich ist es nicht schön zu sehen, wenn weiße Menschen auf einmal das, wofür sie mich diskriminiert haben, problemlos zum Trend machen.“

Auch struktureller Rassismus ist tief im Alltag der PoC verwurzelt und wird dort immer wieder durch weiße Individuen zugelassen. So passiert es häufig, dass Schwarze Menschen nicht in Clubs gelassen werden, weil Besitzer meinen, es gäbe drinnen „schon zu viele von denen.“ Darüber hinaus wird das Drogenproblem im Tübinger Bota oft Schwarzen Menschen zugesprochen, und es findet Racial Profiling statt.

Aber auch auf dem Arbeitsmarkt gibt es strukturellen Rassismus, denn es ist dort erforderlich, aber schwer, sich Zeugnisse nicht-deutscher Bildungseinrichtungen anerkennen zu lassen. Selbst, wer einen schriftlichen Beleg dieser Anerkennung hat, wird nicht überall akzeptiert, denn dann lassen Individuen Stereotype greifen. „Ja, du hast Urkunden, aber ich weiß nicht, ob das gleichwertig ist“, heißt es dann immer noch, wie Achmed berichtet. Diese Ausrede wird dann vorgeschoben, wenn, wie Samantha erklärt, Stereotype wie „Die sind faul“ angewendet werden. „Dahinter steckt das Problem, dass uns Qualifikationen ab-

Ich kann nicht einfach so die Haare eines weißen Menschen anfassen. Das wäre ein Skandal.“

gesprochen werden, dass man nicht glaubt, dass wir qualifiziert sind, wie weiße Menschen es sind. Auch auf dem Wohnungsmarkt passiert Stigmatisierung, nur heißt es dort: „Die sind laut, die sind dreckig, die haben viele Kinder.“

Dieser strukturelle Rassismus ist auch an der Universität zu finden, wo er darüber hinaus das Problem der mangelnden Repräsentation verursacht. „Die Universität ist dann rassistisch, wenn man betrachtet, wer Professor*in ist und es werden kann“, erläutert Achmed. Während Migrant*innen und PoC so unterrepräsentiert sind, handeln in diesem rassistischen System auch rassistische Individuen. So erzählt Anne-Isabelle, dass es schon



Foto: Anne-Isabelle Keßler (@angelsarewhite)



Foto: Anne-Isabelle Keßler (@angelsarewhite)

Vorfälle gab, bei denen Dozierende das N-Wort verwendet hätten. Wegen des Machtgefälles trauen sich betroffene Studierende allerdings oft nicht, die Vorfälle zu melden. Achmed erklärt: „Die Universität inszeniert sich als international und offen. Eigentlich soll sie auch ein Ort des Austauschs sein. Deshalb muss sich die Verwaltung überlegen, wie sie in Zukunft mit rassistischen Professor*innen umgeht, und welche Konsequenzen sie zieht.“ Samantha hat Geschichtswissenschaften studiert, und erzählt: „Das Studium ist sehr eurozentrisch, was heißt, Geschichte bedeutet hier weiße Geschichte. Der deutsche Kolonialismus wird vernachlässigt. Hier stellt sich die Frage, welche Narrative reproduziert wird, was gehört werden soll und worüber nicht gerne gesprochen wird.“

All diese Formen von Rassismus finden in der Stadt Tübingen in einem Umfeld statt, das zum Teil selbst rassistisch ist. So gibt es zum Beispiel immer noch die nach einem Verfechter des Nationalsozialismus

und Rassisten benannte Eduard-Haber-Straße. Und weil sich in Stadtverwaltung und Gemeinderat Strukturen finden, gibt es auch dort Rassismus. Achmed erklärt: „Ich fühle mich in Tübingen politisch nicht repräsentiert. Die Mehrheit von Politikern ist weiß, und es wird immer über ‚uns‘ geredet.“

So besprechen Menschen Probleme, die sie gar nicht betreffen. Diese Menschen müssen auf uns zugehen, wenn sie verstehen wollen, sie müssen mit uns reden. Das ist wichtig für das Zusammenleben.“

Rassismus ist also nicht immer

Gewalt, hat aber gewaltige, verletzende Wirkung. Auch in Tübingen. „Das ist eine Art von Trauma, das wir gemeinsam heilen müssen“, meint Achmed. Dafür muss Rassismus aber in jeder Form

als solcher benannt werden. Anne-Isabelle erzählt: „Ich bekomme,

wenn ich etwas als rassistisch bezeichne, oft die Antwort ‚Aber ich habe das ja nicht so gemeint, ich bin ja nicht böse.‘ Das Problem ist, dass das keine Rolle spielt für das Resultat. Wenn du mir den Arm brichst – egal, ob absichtlich oder unabsichtlich – tust du mir in diesem Moment weh. Nur weil jemand keine schlechte Absicht hat, heißt das nicht, dass er oder sie nicht rassistisch handeln kann.“

Samantha meint: „Was Leute oft nicht gerne hören, ist, dass Rassismus in unsere Gesellschaft, und auch in Tübingen und die Tübinger Bürger eingeflochten ist. Wenn man das akzeptiert, dann kann man daran arbeiten,

und sich mit den eigenen Privilegien auseinandersetzen.“

„Ich denke schon, dass Tübingen ein guter Ort ist“, betont Anne-Isabelle, „aber es gibt auf jeden Fall noch Punkte, an denen man arbeiten muss.“ Achmed erklärt, es fehle der Wille, konstruktiv über Rassismus zu reden, und vor allem, genau hinzusehen. Samantha ergänzt: „Das ist eng geknüpft an die Befürchtung, eigene Privilegien teilen zu müssen. Aber man muss sich mit diesen Privilegien auseinandersetzen und ein kritisches Bewusstsein entwickeln. So wird aktiver Antirassismus nachhaltig. Was außerdem nötig ist: eine echte Solidarität, was auch heißt, bei rassistischen Vorfällen nicht nur einzuschreiten, sondern sich auch zu fragen, was das jetzt mit dem eigenen Weißsein zutun hat.“

Anne-Isabelle fordert, was man von

„Ich fühle mich in Tübingen politisch nicht repräsentiert. Die Mehrheit von Politikern ist weiß, und es wird immer über ‚uns‘ geredet.“

dem gebildeten, weltoffenen Tübingen, das wir kennen, erwarten kann: „Geht immer davon aus, dass ihr auch Teil des Problems seid. Beschäftigt euch auch mit euch selbst und den Stereotypen, die ihr verinnerlicht habt, aber nehmt euch nicht aus der Diskussion raus. Und bildet euch weiter! Überlasst nicht Anderen diese Aufgabe, sondern nehmt das selbst in die Hand.“



Kristina Remmert (21)

„Ich bin 2020 dankbar, dass man Gespräche über die wichtigen Themen auch über Zoom oder per Telefon führen kann.“

„Wir müssen die jetzige Pandemie beenden, das ist das Allerwichtigste.“

Ein Interview mit Ingmar Hoerr - S.12



Ein Interview mit Ingmar Hoerr - CureVac

v.l.n.r. CureVac CEO Franz-Werner Haas, Ministerpräsident Winfried Kretschmann, Dr. Ingmar Hoerr | Foto: Thomas Dinges

Vor 20 Jahren promovierte Dr. Ingmar Hoerr an der Universität Tübingen und entdeckte an einem warmen Sommertag im Labor das Potenzial der RNA für die Medizin. Er gründete das Unternehmen CureVac, welches heute unter anderem an einem Impfstoff gegen SARS-COV-2 forscht. Kupferblau im Gespräch mit dem Tübinger Wissenschaftler und Unternehmer, der vor kurzem auch zum Ehrenbürger der Stadt ernannt wurde.

Kupferblau: Hallo Herr Hoerr, Sie haben 1990 angefangen, Biologie auf Diplom in Tübingen zu studieren. Welche Erinnerungen verbinden Sie mit Ihrer Studienzeit?

Hoerr: Das Studium damals war noch nicht so verschult wie heute, wir waren relativ frei, gerade im Vordiplomstudium. Es gab wenige Pflichtveranstaltungen und man konnte seinen eigenen Zeitplan entwerfen. Das war schon eine große Freiheit, die mir sehr gelegen hat und es mir

ermöglichte, selbst auszusuchen, was ich machen möchte. Ich konnte auch fachfremde Veranstaltungen, wie Rhetorikseminare und Lehrveranstaltungen der Indologie besuchen, einfach, weil es mich interessiert hat. Dieses Humboldt'sche Freiheitsideal, das war wirklich spürbar in der damaligen Zeit. Danach wurde es wesentlich verschulter, das fand ich gar nicht so gut, auch wenn es mich nicht mehr betroffen hat, aber da nimmt man den Studenten etwas: die Freiheit, sich selber fächerübergreifendes Wissen anzueignen.

Kupferblau: Hatten Sie damals einen Lieblingsplatz in Tübingen, wenn Sie sich entspannen wollten?

Hoerr: Ganz Tübingen ist mein Lieblingsplatz, da gibt es viele tolle Orte: Die Neckarmauer, die Neckarinsel, Bebenhausen und der Schönbuch oder der Österberg.

Kupferblau: Sie sind Ehrensenator der Universität Tübingen. Außerdem hat Ihr Unternehmen CureVac die museale Einrichtung des „Schlosslabor Tübingen – Wiege der Biochemie“ aus Geldern eines europäischen Forschungspreises finanziert. Wie wichtig ist Ihnen die Unterstützung der Universität Tübingen und deren Studierenden?

Hoerr: Absolut wichtig. Wir sind hier aber leider weit entfernt vom amerikanischen Modell, wo ein Großteil der Fördergelder aus der Wirtschaft kommt. Bei uns ist es eher etwas Außergewöhnliches. Ich fände es gut, wenn man das mehr forcieren würde, diese Private / Public Partnership gibt es bei uns kaum in der Form. Die Synergien zwischen Wirtschaft und Forschung sollten genutzt werden. Als wir gründeten, gab es bereits das Landesprogramm „Junge Innovatoren“. Die Universität stellte uns Räumlichkeiten zur Verfügung. Außerdem bekamen wir finanzielle Unterstützung in Form einer halben Stelle,

die vom Land bezahlt wurde. Dieses Programm hat uns den Sprung in die Selbständigkeit ermöglicht. Allgemein sollte die Gründung aber noch stärker gefördert werden, wie es auch in den USA üblich ist, etwa in Boston oder Harvard. Es gibt unzählige Unternehmen, die aus Harvard heraus gegründet wurden und die die Möglichkeit haben, mit der Universität dort zu kooperieren. Da könnte man hierzulande mehr machen.

Kupferblau: Wann begannen Sie mit der Arbeit an Ihrer Promotion und an welchem Thema forschten Sie? Die RNA rückte ja erst später in Ihren Fokus?

Hoerr: 1996 habe ich mit der Doktorarbeit angefangen, im Jahr 1999 habe ich dann promoviert. Ich habe meine Diplomarbeit bei dem Chemiker Prof. Dr. Günther Jung geschrieben. Meine Doktorarbeit verfasste ich ebenfalls bei Prof. Jung; zusätzlich wurde sie von Prof. Dr. Hans-Georg Rammensee aus der Immunologie betreut. Prof. Jung hat immer wieder auch Biologen betreut und daher habe ich ihn gefragt, ob ich zusammen mit dem Tübinger Urgewächs Hans-Georg Rammensee, der damals gerade aus dem Heidelberger Krebszentrum zurück nach Tübingen kam, zusammenarbeiten kann. Er hatte im damals neuen Verfügungsgebäude auf der Morgenstelle sein Labor aufgebaut und ich schlug ihm ein Joint Venture vor. Das war schließlich möglich und toll, denn ich konnte sowohl die Mittel aus der Chemie als auch die Infrastruktur aus dem Verfügungsge-

bäude nutzen. Trotzdem war ich ein freier Mann und konnte mir selbst mein Labor einrichten und hatte finanzielle Mittel aus dem Arbeitskreis Jung. Das war wahrscheinlich bereits eine Art Unternehmensgründung. Das erste biotechnologische Labor im Arbeitskreis Jung. Wir wälzten Kataloge, kauften Zentrifugen....

Kupferblau: Welche Entdeckung machten Sie damals in Ihrem Labor?

Hoerr: Es war ein warmer Sommertag, ich wollte eigentlich schnell aus dem Labor raus in Richtung Neckar oder Freibad. Mich interessierte damals die Gentherapie auf DNA Ebene, wie viele andere Labore auch. Die Nutzung einer anständigen Negativkontrolle war mein persönlicher Heureka Moment: Anstatt Kochsalzlösung als Negativkontrolle zu nehmen, habe ich mir eine RNA synthetisiert mit dem gleichen Konstrukt, β -Galactosidase, ein Nachweisenzym, das man färben konnte. Ich habe dann beides, also DNA und RNA, in Mäuse gespritzt und das interessante war, als ich einen Tag später nach der Inkubation schaute, dass die RNA Kontrolle besser funktionierte als die DNA! Ich fragte mich zuerst, ob ich etwas vertauscht oder kontaminiert hatte, erst als ich den Versuch wiederholte, dämmerte es mir, dass ich vielleicht gerade eine große Entdeckung gemacht hatte.

Kupferblau: Im Jahr 2000 gründeten Sie schließlich CureVac. Wie konnten Sie sich am Anfang finanzieren?

Hoerr: Ein wesentlicher Faktor war wie schon erwähnt das Programm „Junge Innovatoren“, ohne dieses Programm wäre es nicht gegangen. Wir hatten keine Chancen bei Risikokapitalinvestoren, niemand hätte uns Geld gegeben. Wir waren blauäugig, hatten keine Ahnung und mussten erst Daten generieren. Das Programm, das zwei Jahre ging, erlaubte uns, den Universitätsplatz zu nutzen und trotzdem Patente auf uns anzumelden. Wir hatten somit eine Grundfinanzierung und konnten weitermachen, wie wir begonnen hatten. Dadurch ging es nach der Promotion einfach nahtlos weiter. Ich konnte weiter die Mittel und Laborgeräte der Uni nutzen, langsam in die Selbstständigkeit gehen und testen, ob das sinnvoll ist und ich weiterkomme. Wir konnten nach dem Ende des Programms schließlich Investoren gewinnen, Leonardo Venture aus Mannheim, die uns eine Grundfinanzierung gaben.

Kupferblau: Worauf lag der Arbeitsschwerpunkt von CureVac in den ersten Jahren? Ging es da noch um Grundlagenforschung oder haben Sie bald schon an einem konkreten Impfstoff oder einer Therapie gearbeitet?

Hoerr: Durch den Arbeitskreis Rammensee waren wir stark in der Onkologie verankert und unser erstes Ziel war es, Krebs damit zu therapieren. Mir war klar, dass die RNA-Immunsierung vom Prinzip her funktionieren würde, daher war ich gleich an konkreten Anwendungen interessiert und nicht an langer Grundlagenforschung und Methodik, da bin ich sehr prag-

matisch. Aber es kamen neben der Wissenschaft viele andere Themen auf. Insbesondere die GMP (Good Manufacturing Practice), eine riesen Hürde für uns, die wir noch vor Beginn der klinischen Versuche bewältigen mussten. Wir hatten da keine Ahnung, schließlich waren wir Wissenschaftler. Wir marschierten zum Regierungspräsidium Tübingen, welches dafür zuständig ist, und erklärten dort dem Beamten, dass wir GMP machen möchten und er uns bitte sagen soll, was wir formal zu tun hätten. Leider lief es dann genau andersherum: wir mussten ihm sagen, was wir tun, und er würde das schließlich prüfen. Ich glaube er hatte etwas Mitleid mit uns und versuchte uns zu helfen. Die anfänglichen Hürden waren also nicht unbedingt wissenschaftlich, sondern regulatorisch. Wir konnten daher nicht so voranmarschieren wie wir wollten, die Komplexität war da und wir mussten das hinbekommen. Wir haben die Erlaubnis später bekommen, ein großer Erfolg.

Kupferblau: CureVac ist in Tübingen geblieben, erst dieses Jahr sind Sie

in ein neues Gebäude in der Friedrich-Miescher-Straße gezogen. Was macht Tübingen so attraktiv für ein Biotech Unternehmen wie CureVac?

Hoerr: Wir waren am Anfang natürlich strukturell an Tübingen und die Uni gebunden, auch wegen der Fördermittel. Ich fühle mich persönlich sehr wohl in dieser Multikulti-Stadt, da es hier eine maximale kulturelle Bandbreite an Menschen gibt. Die Freiheit des Geistes, die man immer noch spürt. Außerdem gibt es keinen besseren Ort, um eine Familie zu gründen, für die Kinder ist die gesamte Infrastruktur da und es ist ein Wohlfühlort. Was Tübingen weniger auszeichnet ist die Verfügbarkeit von Wohnraum, das ist schwer, auch für Mitarbeiter. Da muss man dann halt etwas ins Umfeld. Aber ansonsten ist Tübingen die schönste Stadt der Welt. Wenn man im Sommer in der Altstadt unterwegs ist und auf die Treppen der Stiftskirche mit einem Bierchen sitzt, spürt man einfach eine gewisse Energie.

Das haben wir auch noch lange nach der Gründung gemacht, wir waren noch lange studentisch unterwegs.

Kupferblau: Wann haben Sie an der Forschung / Entwicklung eines Impfstoffes gegen SARS-COV-2 begonnen? Wie gingen Sie dabei vor?

Hoerr: Der Switch in Richtung Corona war im März. Wir haben bereits mit Tollwut gearbeitet und hatten relativ viel Know-How was Impfstoffe betrifft. Wir mussten aber parallel dazu die Produktion aufbauen, wir hatten nicht geplant, so schnell Millionen Dosen zu liefern. Man schaut oft nur auf die Wissenschaft, aber der Aufbau einer pharmazeutischen Produktion wird häufig unterschätzt. Nicht umsonst hat Biontech relativ schnell mit Pfizer kooperiert. Wir machen am Anfang auch immer ein Produktprofil, in dem wir beschreiben, wie wir das Produkt haben möchten. Hier stand für uns von Anfang an fest, dass wir eine Lagerung bei Kühlschranktemperatur haben wollen. Dies war auch wegen unserer Zusammenarbeit mit der Gates Foundation wichtig, da ein Entwicklungsland nur schwer dauerhaft eine -70 Grad Lagerung schafft. Wir haben daher Forschungsarbeit in Richtung Temperaturstabilität geleistet.

Kupferblau: Wenige Tage nach Ihrer Rückkehr als CEO erlitten Sie eine schwere Hirnblutung, Ihr Stellvertreter Franz-Werner Haas übernahm das Unternehmen. Wie ging es Ihnen in dieser Zeit? Wie gingen Sie damit um, in dieser aufkommenden Pandemie nicht am Steuer von CureVac stehen zu können?

Hoerr: Das war mir damals gar nicht so bewusst, ich lag wochenlang im Koma und bin dem Tod nur knapp von der Schippe gesprungen, es war sehr ernst. Es war also eher der Kampf um mein eigenes Leben, der im Vordergrund stand als dass ich mir da Gedanken um CureVac machen konnte. Erst als Corona in allen Schlagzeilen war und auch wir mehr in die Medien rückten, kam das zum Vorschein. Mich haben auch Ärzte in der Klinik auf Corona und unsere Arbeit angesprochen. Ich musste mir aber zu keinem Zeitpunkt Sorgen um CureVac machen, da mein damaliger Stellvertreter, Franz-Werner Haas, sofort das Ruder übernahm und mit der ganzen CureVac-Familie sensationelle Arbeit leistete. Das Team war mir schon bei der Gründung extrem wichtig gewesen. Ich wollte nie eine One-Man Geschichte, ich wollte die Stärken der einzelnen Leute nutzen.

Kupferblau: Im September besuchte Elon Musk CureVac in Tübingen. Sind Sie bei solchen Treffen noch nervös oder gewöhnt man sich daran, vor Personen wie Bill Gates oder Elon Musk sein Unternehmen zu präsentieren?

Hoerr: Mir geht es gar nicht so sehr um die Position, sondern um den Menschen. Wenn das Menschliche stimmt, bin ich überhaupt nicht nervös. Ich war bei der Gründung viel nervöser gegenüber den Investoren. Aber mit diesen Gründern kann ich gut umgehen, auch als Dietmar Hopp mir gegenüber saß, merkte ich in den ersten Minuten, dass er mir zuhört, dem folgen kann, was ich ihm erzähle und zugewandt ist.

Kupferblau: CureVac erhielt dieses Jahr viel Unterstützung und Gelder. Setzt Sie das unter Druck und müssen Sie sich mit steigender Beteiligung auch mehr nach anderen richten? Können Sie weiterhin frei forschen?

Hoerr: Eine große Sache war der Börsengang, da müssen wir auch rechtlich aufpassen, was wir sagen. Das ist etwas Neues im Unternehmen. Jetzt hat CureVac viel Geld und kann Dinge umsetzen, das ist eine gute Sache. Der Druck kommt nicht so sehr von Investoren, sondern eher von Seiten der hohen Erwartungen an die Technologie. Was kann diese tatsächlich leisten und wie kommen wir mit den Anforderungen zurecht, die wir haben? Aber damit kann man umgehen. Das ist besser als die Insolvenz vor Augen zu haben, wie es in den ersten Jahren nach der Gründung ständig der Fall war.

Kupferblau: Wie bewerten Sie die Sicherheit und das gesundheitliche Risiko der neuen mRNA Impfstoffe? Machen Sie sich Sorgen um langfristige, gesundheitliche Konsequenzen, die jetzt noch nicht absehbar sind?

Hoerr: Nein. Wir müssen die jetzige Pandemie beenden, das ist das Allerwichtigste. Wir brauchen die Herdenimmunität. Wir sind der Gesellschaft gegenüber verpflichtet, das zu erreichen. Da müssen wir auch als Gesellschaft zusammenhalten, das hat für mich auch eine große ethische Komponente. Natürlich sind die Fragen, die gestellt werden, berechtigt, natürlich will ich wissen, was da in meinen Körper kommt. Es ist ein Impfstoff, den es so noch nicht gab, da ist eine gewisse Skepsis auch verständlich. Aber ich glaube, diese Skepsis wird sich verflüchtigen, wenn relativ viele Leute geimpft werden und sehen, wie es funktioniert und die Nebenwirkungen gering sind oder ganz ausbleiben. Ich glaube, dass wir durch die guten



Ingmar Hoerr | Foto: CureVac



Der Haupteingang der CureVac-Zentrale in Tübingen | Foto: Thomas Dinges

Ergebnisse dann auch die Skeptiker überzeugen können. Es gibt ja auch Polio oder Tetanus und wir sind alle dagegen geimpft. Ich kann mir vorstellen, dass diese Impfstoffe mehr Nebenwirkungen haben als unsere RNA Impfungen.

Kupferblau: Der Fokus in den vergangenen Monaten lag auf der Entwicklung eines COVID Impfstoffs, es gab viel Geld dafür, Ressourcen wurden gebündelt. Erklärt das die schnelle Entwicklung?

Hoerr: Nicht nur. Am Anfang investierten wir viel Zeit in die Grundlagenforschung, beispielsweise zur Charakterisierung der Immunantwort, da gab es viele Daten mit Modell Antigenen. Jetzt kann CureVac bereits auf die mittlerweile 20-jährige Forschungsarbeit zurückgreifen und kann die RNA einfach produzieren, das ist ja das Tolle an der Sache. Wenn Sie RNA herstellen, ist es immer derselbe Prozess, egal ob sie Krebs oder COVID Antigene nehmen. Sie müssen nicht mühsam ein Herstellungsprotokoll etablieren oder Eier bebrüten wie für den Grippeimpfstoff. Die Herstellung ist synthetisch skalierbar und da kann man viel Zeit sparen. Ich glaube auch wirklich, es wird für die RNA Technologie kein Halten mehr geben. Viele Unternehmen werden das aufgreifen, es wird ein konkurrenzbelebtes Geschäft, was auch gut ist. Wir werden in den nächsten 10 Jahren noch weitere RNA Therapien finden, auch für solche Krankheiten wie Krebs, was zwar ein dickeres Brett ist, aber ich denke da besteht eine große Chance,

dass wir wesentlich vorankommen. Ich gehe sogar noch etwas weiter und denke, dass die RNA Technologie langfristig die mühsamen Impfstoff Produktionen wie bei der Grippe, bei der man schon im Februar anfängt, zu produzieren, ablösen wird.

Kupferblau: Wann rechnen Sie mit einer Zulassung für den CureVac Impfstoff? Und werden Sie sich dann auch selbst impfen lassen?

Hoerr: Ich persönlich glaube, dass es im Frühjahr soweit sein wird. Ich ließe mich natürlich am liebsten mit dem CureVac Impfstoff immunisieren, aber ich hätte auch kein Problem mit dem Produkt von Biontech. Mir geht es hier um die mRNA Technologie.

Kupferblau: Sehen Sie Chancen und positive Auswirkungen der Corona Krise?

Hoerr: Schwierig. Das wird sich erst im Nachgang zeigen. Vielleicht, dass man als Gesellschaft Verantwortung übernimmt. Bislang war das ja nicht so, jedes Individuum hat machen können, was es wollte, was gesellschaftlich auch so akzeptiert wurde. Jetzt müssen wir alle an einem Strang ziehen und vielleicht schürt das einen neuen gesellschaftlichen Zusammenhalt, dass Menschen stärker erkennen, dass sie für sich und andere Verantwortung tragen. Wir müssen aber auch schauen, dass wir nicht müde werden. Die Medien sind ja voll von Corona, ich kann es auch selber kaum mehr lesen. Jeden Tag das Gleiche. Da muss man aufpassen, dass Leute

nicht aufgeben. Wir haben eine Grenze erreicht und haben vielleicht nicht mehr die Energie, das nochmal ein Jahr so durchzuhalten. Von daher ist es gut, dass jetzt die Impfstoffe kommen, auch wenn es noch etwas dauert, bis alle geschützt sind. Es wäre frustrierender, wenn wir nichts in der Hand hätten.

Kupferblau: Wofür sind Sie in diesem Jahr besonders dankbar?

Hoerr: Meiner Familie als Fixpunkt. Sie ist eine wichtige Ressource und große Energiequelle für mich gewesen. Bei aller Karriere, das wichtigste im Leben ist die Familie und dafür bin ich sehr dankbar.

Kupferblau: Haben Sie nach Bewältigung dieser Krise schon Pläne für einen Urlaub, werden Sie segeln gehen?

Hoerr: Ja auf jeden Fall. Diese Freiheit auf dem Meer, die hol ich mir wieder und da freue ich mich schon sehr.

Kupferblau: Vielen Dank für Ihre Arbeit und das Interview, Herr Hoerr und alles Gute für Ihre Zukunft!



Thomas Dinges (29)

Dankbar für meine Gesundheit und Familie.



Foto: Marie Geisbusch

Wald im Wandel

Lebensraum, Kohlenstoffspeicher/-senke, Wasserfiltrierer und Sauerstoffproduzent. Der Wald als Ökosystem stellt für uns Menschen eine Lebensgrundlage dar. Doch gleichzeitig muss der Wald unseren Hunger nach Holz befriedigen und ist ein nicht unerheblicher Wirtschaftsfaktor. Welche Rolle spielt der Mensch in unseren Wäldern? Welche Auswirkungen hat der Klimawandel auf den Wald und inwiefern wird dadurch der Holzmarkt beeinflusst?

Achtlos hingeworfene Äste und Stammabschnitte, abgefräste Baumstümpfe und tiefe Maschinenspuren im Waldboden - schon lange liegt es nicht mehr in der Hand der Natur, welche Bäume zu welchem Zeitpunkt absterben und welche stattdessen ein hohes Alter erreichen. Der Mensch ist der bestimmende Faktor in unseren Wäldern und entscheidet darüber, welche Bäume wann gefällt und wie genutzt werden. „Wenn die Bäume überreif sind - ähnlich wie ein Apfel, der irgendwann anfängt zu faulen - dann werden sie eingeschlagen, bevor die Qualität zu schlecht wird“, erklärt Alexander Köberle, Abteilungsleiter Forst im Landratsamt Tübingen. Abgestorbene Bäume können auch eine Gefahr für Spaziergänger oder Waldarbeiter darstellen. „Es wird nie irgendwo großflächig jeder Baum geerntet, sondern es bleiben immer Einzelbäume oder Baumgruppen und manchmal auch größere Altholzbestände dauerhaft stehen“, fügt er hinzu.

„Störungen im Wald sind wichtig, egal ob durch Sturm oder Menschen.“

Laut Dr. Martin Ebner, einem Diplom-Biogeologen, der an der Universität Tübingen beschäftigt ist, verhält es sich sogar so, dass „die Wälder, in denen noch nie etwas gerodet wurde, nicht unbedingt die Vielfältigsten sind“. Ein Wald, der ewig stehe, sei nicht der Normalfall - im Gegenteil, ein Wald werde eigentlich immer gestört. Und das sei auch gut so, erklärt Martin Ebner. „Störungen im Wald sind wichtig, egal ob durch Sturm oder Menschen, und können, wenn sie in einem kleinen Rahmen bleiben, die Vielfalt auch erhöhen.“ Denn dort, wo an einigen Stellen das Blätterdach gelichtet ist, erreicht mehr Licht den Erdboden. Dies fördert beispielsweise das Wachstum von lichtliebenden Pflanzen oder Baum-Sämlingen. Man kann sich das vorstellen wie eine Samenbank im Waldboden, wo verschie-

dene Samen auf eine Störung und damit mehr Lichteinfall warten, um diese Nische dann auszufüllen.

Aus Alt wird Neu...

Im Wald liegen Leben und Tod ganz nah beieinander - die Übergänge sind fließend: Auf Baumstümpfen entwickeln sich Moosgesellschaften, Baumpilze bevölkern abgestorbene Äste. Im Kronentotholz von alten Eichen findet sich eine einzigartige Flechten- und Algenflora. Und aus Altholz wird im Laufe der Zeit Totholz. Junge Bäume und andere Pflanzen nutzen die Nährstoffe, die durch das Zersetzen von Totholz freiwerden. Eine Schlüsselrolle spielen dabei die sogenannten Destruenten - wie zum Beispiel Mikroorganismen und Pilze, die sich von totem organischen Material ernähren und dieses aufarbeiten.



Moose und ein Baumpilz bevölkern einen Baumstamm.
Foto: Marie Geisbusch

„Diese Destruenten stellen eine Nahrungsgrundlage für ganz viele andere Organismen dar“, erläutert Ebner. Ein Beispiel sei die Bodenfauna, also Nematoden, Springschwänze und Regenwürmer, die sich von den Destruenten ernähren. In einem Wald gehen die Nahrungsketten hauptsächlich vom toten Material aus, sei es die Blattstreu im Herbst, abgestorbene Äste oder Bäume. „Wenn man das Totholz aus dem Wald entfernt, unterbricht man irgendwann die Stoffkreisläufe. Die biologische Vielfalt nimmt ab und das Nahrungsnetz wird instabiler.“ Es gebe keine Zahlen dazu, wie viel Totholz der Wald brauche, aber ungefähr 25% der lebenden Holz-Biomasse liege in einem naturbelassenen Wald als Totholz vor, legt der Diplom-Biogeologe dar.



Stehendes Totholz dient einer Vielzahl an Tieren als Nahrung und Lebensraum - wie hier die unzähligen Löcher und Bearbeitungsspuren andeuten.
Foto: Stefanie Geisbusch

Tatsächlich sind ungefähr 30% der 20.000 heimischen Pflanzen-, Pilz-, und Tierarten auf Alt- und Totholz angewiesen - darunter finden sich auch viele Rote-Liste-Arten. Bäume stellen, gerade wenn der Alterungs- und Zerfallsprozess eingesetzt hat, einen Lebensraum für eine Vielzahl an Lebewesen dar. So zimmert der Specht seine Höhle bevorzugt in morsches Holz, die schließlich von „Folgiemietern“, Tauben, Singvögeln oder Hornissen bewohnt wird. Auch Alexander Köberle ist die Wichtigkeit von

Alt- und Totholz für die Artenvielfalt bewusst: „Es gibt eine Vielzahl von Tierarten, Pflanzen und Pilzen, die an Totholz gebunden sind - sowohl an stehendes, als auch an liegendes.“ Besonders die Vielfalt des Totholzes - stehend, liegend, dick oder dünn - ist wichtig für die Biodiversität.

Rückzugsorte für die Natur

Daher sind auch im Alt- und Totholzkonzzept des Landes Baden-Württemberg zentrale Schutzelemente festgelegt: „Pro 3 Hektar Hauptnutzungsfläche ist eine Habitatbaumgruppe, bestehend aus 10-15 Bäumen, vorgesehen“, sagt Alexander Köberle. Diese sind von der forstwirtschaftlichen Nutzung ausgenommen, ebenso Waldrefugien mit einer Größe von einem bis drei Hektar. Waldrefugien und Habitatbaumgruppen dienen dem Heranwachsen von Alt- und Totholz und damit dem Erhalt der Artenvielfalt. Eine Vergrößerung der forstwirtschaftlich nicht genutzten Waldfläche lehnt der Abteilungsleiter Forst allerdings ab: „Das haben viele nicht auf dem Schirm - die sind der Meinung, man könnte problemlos auf die Waldnutzung bei uns verzichten und ohne Weiteres noch deutlich größere Waldflächen stilllegen. Da muss man aber den Zusammenhang kennen, dass Deutschland ein Importland für Holzprodukte ist.“

„Unser Wald wird auch in Zukunft genutzt werden müssen, vielleicht sogar mehr noch als derzeit.“

Deutschland importiert momentan ungefähr die Hälfte seines Holzbedarfes - unter anderem aus den Tropen oder aus Sibirien. Der ökologische Impact ist in diesen Gebieten deutlich größer, da die Bäume in Sibirien beispielsweise nicht so schnell nachwachsen wie hier in Deutschland. Die

Tropenwälder gelten mit ihrem Artenreichtum als Hotspots der Biodiversität und binden große Mengen an Kohlenstoff. So hält es Dr. Martin Ebner für möglich, dass unsere heimischen Wälder in Zukunft vielleicht sogar noch mehr genutzt werden müssen als im Moment - vor allem, wenn wir vermehrt auf regionales Wirtschaften setzen.

Doch warum muss Deutschland als walddreichstes Land in Mitteleuropa mit rund 30% Waldfläche so viel Holz importieren? Auch auf diese Frage hat Alexander Köberle eine Antwort: „Es gibt viele Produkte, die auf Holzbasis beruhen: Wenn Sie heute Morgen auf der Toilette waren und Toilettenpapier gebraucht haben, dann haben Sie ein Holzprodukt benutzt. Wenn Sie Papier nutzen, dann ist das auch ein Holzprodukt. Und auch Ihr Bett ist möglicherweise ein Holzprodukt.“ Holz als nachwachsender Rohstoff kommt also eine wichtige Rolle zu - auch im Alltag jedes Einzelnen.

„Momentan schreiben wir mehr oder weniger deutlich rote Zahlen.“

Im Hinblick auf die Wirtschaft kommt dem Wald ebenfalls eine große Bedeutung zu: Der Cluster Forst- und Holzwirtschaft mit mehr als einer Million Beschäftigten erbrachte im Jahr 2013 einen Umsatz von 177,3 Milliarden Euro. Der Cluster beinhaltet dabei unter anderem die Branchen Forstwirtschaft, das Holzverarbeitende sowie holzbearbeitende Gewerbe und das Papiergewerbe. Nichtsdestotrotz ist die finanzielle Si-

tuation der Forstbetriebe bedenklich. „Momentan schreiben wir mehr oder weniger deutlich rote Zahlen,

„Die extremen Witterungsverhältnisse und die Klimaentwicklung im Allgemeinen setzen dem Wald immer mehr zu.“

insbesondere begründet durch die schwierige Holzmarktsituation“, berichtet Alexander Köberle. Grund dafür sind die warmen und trockenen Sommer der letzten drei Jahre in ganz Mitteleuropa. Zu Hitzeschäden kommt vermehrter Schädlingsbefall hinzu, wodurch deutlich mehr Holz anfällt. „Wenn in Tschechien Borkenkäferholz anfällt, dann drückt das bis bei uns auf den Markt, oder wenn in Österreich ein Sturm ist, genauso.“

Und wenn der Holzmarkt unter Druck gerät, sinken die Preise - beispielsweise haben sich die Preise im Nadelholzbereich fast halbiert im Vergleich zum Niveau vor 2018.

Erschwerend kommt hinzu, dass der Zustand des Waldes sich nach 3 Jahren mit extremer Witterung erheblich verschlechtert hat. Ein Maß dafür ist die Kronenverlichtung, die im Jahr 2020 einen Rekordwert von 28% erreicht hat - den höchsten Wert seit Beginn der Waldzustandserhebung 1985. 46% der Waldfläche weisen deutliche Schäden auf.

Die forstliche Abteilung in Tübingen ist zuständig für 13 000 Hektar Wald, inklusive Rammert und Schönbuch.

Auch hier sind die Auswirkungen der Extremjahre 2018, 2019 und 2020 zu spüren. „Wir müssen bei den meisten Baumarten Blatt- oder Nadelverluste feststellen“, erzählt Alexander Köberle. Es war insgesamt zu trocken und zu warm, was einen Stressfaktor für die Bäume und die Waldgemeinschaft darstellt. „In normalen Jahren machen Sturm, Borkenkäfer und Dürre etwa 10-20% des Einschlags aus“, führt der Leiter der Abteilung Forst aus. In den letzten drei Jahren habe sich das dramatisch verändert, die Anteile seien im Durchschnitt nun bei 50%. In einzelnen Jahren oder Betrieben könne der Anteil des Einschlags von Schadholz auch auf 70-80% steigen. Im Jahr 2020 sind im Februar zudem zwei Sturmereignisse (Sabine und Bianca) aufgetreten, die Schäden in allen Forstbetrieben verursacht haben.

Waldsterben 2.0?

„Die Fichte, die als Brotbaum der Förster gilt, bekommt extreme Schwierigkeiten“, merkt Dr. Martin Ebner an. Beim Laufen durch den Schönbuch fallen ihm immer wieder vertrocknete Fichten auf. Die Fichte ist in unseren Lagen eigentlich nicht heimisch - sie kommt in der Natur erst ab 650m über NN in den Bergwäldern der Mittelgebirge vor. Deshalb leidet sie besonders unter der trocken-warmen Witterung und ist damit anfälliger für den Befall von Borkenkäfern oder anderen Schädlingen. Die Fichte gehört momentan zu den dominierenden Baumarten in Deutschland - jeder vierte Baum ist eine Fichte. Der Grund

für die Verbreitung weit über ihr natürliches Vorkommen hinaus liegt in ihren Eigenschaften:



Vertrocknete Fichten am Wegesrand sind kein Einzelfall. Foto: Stefanie Geisbusch

Der schnellwachsende Nadelbaum mit seinen geschätzten Holzeigenschaften steht der Holzwirtschaft als „Fast Wood“ schneller zur Verfügung als andere Baumarten. Im Hinblick auf die Klimaveränderungen, die verbesserte Lebensbedingungen für die Borkenkäfer und andere Schädlinge mit sich bringen, ist es fraglich, ob sich die Fichte in Zukunft noch in unseren Wäldern halten kann. Aber auch andere Baumarten bekommen Probleme, so wie die Buche. Sie bedeckt rund 15% der Waldfläche Deutschlands und gehört ebenfalls zu den dominanten Baumarten. Nicht umsonst lautet die zweite Silbe des Waldgebietes Schönbuch „-buch“.

„Die Buche gehört zu den anspruchsvollsten Baumarten“, erklärt Dr. Martin Ebner. „Sie mag’s nicht zu kalt und nicht zu warm, nicht zu nass und nicht zu trocken“, fügt er hinzu. Die extrem enge ökologische Amplitude der Buche stelle sie daher in einem sich erwärmenden Klima vor Herausforderungen. Schon jetzt sind an vielen Buchen Hitzeschäden zu sehen: Die von Rissen gezeichnete Rinde blättert ab und erleichtert das Eindringen von Pathogenen, also von Mikroorganismen oder holzzersetzenden Pilzen.

„Da stellt sich die Frage, ob das nur eine Schwächephase ist, in der die Bäume, die sowieso schon angeschlagen sind, verschwinden und durch andere ersetzt werden oder ob das etwas Irreversibles ist“, führt der Dozent des Geowissenschaftlichen Instituts der Universität Tübingen aus. Generell werde das Klima in Deutschland mediterraner und Extremereignisse nehmen zu, also Stürme und Starkregen-Ereignisse.

Bäume pflanzen, um das Klima zu retten?

Zwischen Wald und Klima besteht ein enger Zusammenhang. Bäume nutzen das Treibhausgas Kohlenstoffdioxid im Rahmen der Photosynthese, um daraus Biomasse aufzubauen. Der Kohlenstoff wird langfristig im Holz gespeichert. Wenn ein Baum stirbt, wird das Holz von den Destruenten zersetzt und CO₂ wieder in die Atmosphäre entlassen. Ein Wald, der sein ökologisches Gleichgewicht erreicht hat, ist ein Kohlenstoffspeicher.

Das bedeutet, es wird so viel CO₂ aufgenommen wie wieder abgegeben wird. Dahingegen stellen junge Wälder im Aufwuchs Kohlenstoffsinken dar – die Bäume entziehen der Atmosphäre beim Wachstum mehr CO₂ als freigesetzt wird. Dr. Martin Ebner ist daher der Meinung, es verschaffe uns Zeit, wenn wir Bäume pflanzen. Diese wachsen nämlich 30-60 Jahre und nehmen währenddessen kontinuierlich Kohlenstoffdioxid auf. Gleichzeitig sollten wir aber nicht überall einfach Bäume pflanzen - denn Savannen, Grasländer oder Torfmoore sind Biotope von großer Wichtigkeit, genauso wie die Streuobstwiesen und Wacholderheiden rund um Tübingen.

Auch die Bewirtschaftung der Wälder könne ihre „Senkenfunktion“ fördern: „Eine Kohlenstoffsinke ist eher ein Wald, aus dem man immer wieder aktiv Holz entnimmt und z.B. in unse-



Hitzeschäden an einer Buche. Foto: Stefanie Geisbusch

re Häuser einbaut.“ Kohlenstoff ist in unseren Möbeln, unserem Bett oder unseren Schränken gespeichert. Im Wald wachsen währenddessen junge Bäume nach und entziehen der Atmosphäre CO₂. Wenn die Mortalität der Bäume allerdings steigt, etwa durch Hitze, Trockenheit oder Stürme, dann wird vermehrt CO₂ freigesetzt.

Deshalb: Welche Baumarten sind voraussichtlich für den Klimawandel gewappnet? Die Forstwirtschaft steht damit vor großen Herausforderungen: „Das ist anders als in der Landwirtschaft, wo ich im Frühjahr aussäe, im Herbst ernte und letztendlich schon im Herbst sagen kann, ob das Getreide, das ich ausgesät habe, gepasst hat. Beim Wald dauert das wesentlich länger“, legt Alexander Köberle dar. Baumarten, die infrage kommen, seien im Nadelholzbereich die Douglasie und im Laubholzbereich die Eiche, verschiedene andere Baumarten wie z.B. der Feldahorn stünden noch auf der Prüfliste. Empfehlungen, auf welche Baumarten die Waldbesitzer setzen sollen, können aber erst getroffen werden, wenn man die jeweilige Baumart rund 50 Jahre begleitet hat. Dabei kommt es auch auf den Boden an, der wichtige Eigenschaften wie Wasserverfügbarkeit und Durchwurzelbarkeit bestimmt. „Da braucht man gesicherte Erkenntnisse“, resümiert der Abteilungsleiter.

Wie sieht der Wald der Zukunft aus? Und „Wie kann man die Ökosystemfunktionen, die der Wald für uns bringt, mit dem Holz, das wir für unsere Nutzung brauchen, vereinen?“, sind Fragen, die im Gespräch mit Dr. Martin Ebner aufkommen. Er hält es für

eine Möglichkeit, auf das alte Prinzip der Agroforstwirtschaft zurückzugreifen - die Maya und viele Naturvölker haben eine solche Anbauweise praktiziert. Agroforstsysteme beruhen auf der Kombination von Forst- mit Landwirtschaft. Dabei gibt es unterschiedliche Formen: Bäume kombiniert mit Tierhaltung oder mit Ackerland. Die Bäume sorgen für Beschattung und verringern mit ihren Wurzeln die Bodenerosion. Zudem bleiben die Stoff-

„Ich halte solche Agroforstsysteme ziemlich spannend für uns in der Zukunft.“

kreisläufe erhalten. Die Blattstreu wird von den Destruenten aufgearbeitet, wodurch im Laufe der Zeit Humus entsteht. Neben Kohlenstoff sind im Humus Nährstoffe gespeichert, die den angebauten Nutzpflanzen wieder zur Verfügung stehen. Der Einsatz von Düngemitteln ist damit im Idealfall hinfällig, genau wie der von Spritzmitteln - vorausgesetzt, man pflanzt in diesen Agroforstsystemen neben Bäumen nicht nur eine Art von Nutzpflanzen. Die in der Landwirtschaft geläufigen Monokulturen sind deutlich anfälliger für den Befall von Schädlingen, wenn aber verschiedene Nutzpflanzen angebaut werden, können sich diese nicht so schnell ausbreiten und weniger Schaden anrichten. Darüber hinaus steigt die Biodiversität durch den Anbau von Mischkulturen. Im Gegensatz zu Monokulturen ist aber beispielsweise die Ernte mit mehr Aufwand verbunden.

Esskastanien beispielsweise könnten in zukünftigen Agroforstsystemen eine Rolle spielen: „Einige Forstwissenschaftler können sich vorstellen, die Esskastanie hier in Zukunft auszubreiten“, erzählt Ebner. Diese sind an mediterranes Klima angepasst und liefern neben Holz gleichzeitig Nahrung in Form von Esskastanien, erfüllen also eine Doppelfunktion. Die oberste Priorität im Hinblick auf die Waldnutzung sollte es immer sein, die Ökosystemfunktionen zu erhalten. „Wasser wird von unseren Wäldern ganz effektiv recycelt. Ein Großteil des Niederschlags entsteht dadurch, dass die Bäume das Wasser aufnehmen und wieder transpirieren, es bewegt sich praktisch im Kreis“, sagt der Diplom-Biogeologe. Das Wasser wird zudem gereinigt, wenn es durch den Waldboden sickert. Die Wasserreinigung in Anlagen ist dagegen sehr teuer und aufwändig. Aber nicht nur im Hinblick auf den Wasserhaushalt sind unsere Wälder von großer Bedeutung - sie sind Lebensraum, Kohlenstoffspeicher/-senken, Sauerstoffproduzenten und darüber hinaus wichtige Erholungsräume für uns Menschen. Vor allem die Wälder mit ihren vielen Facetten prägen unsere Welt und machen sie zu dem, was sie ist: „This is a blue planet, but it’s a green world.“



Marie Geisbusch (21)

ist dankbar, dass der Wald auch in Corona-Zeiten geöffnet hat.

Kohlhammer Studienliteratur



Reder/Gösele/Köhler/Wallacher

Umweltethik

Eine Einführung in globaler Perspektive

2019. 156 Seiten. Kart.

€ 25,-

ISBN 978-3-17-031467-2

Grundkurs Philosophie

Der Umgang mit der Umwelt ist in den vergangenen Jahren zu einem zentralen Thema in Wissenschaft und Gesellschaft geworden. Nicht nur die Debatten um Nachhaltigkeit, sondern auch die vielen konkreten (globalen) Herausforderungen wie der Umgang mit Ressourcen oder dem Klimawandel bringen dies deutlich zum Ausdruck. Der Band verortet die sich ergebenden Fragestellungen auf vier unterschiedlichen Ebenen: Umweltethische Grundlagenforschung; Umweltethik und das Feld des Politischen und Rechtlichen; Ökologische Herausforderungen und ihre ethische Dimension; Kulturelle Dimensionen der Umweltethik. Ein Blick auf Perspektiven für eine zukünftige Umweltethik schließt den Band ab.

Volker Pfeifer

Didaktik des Ethikunterrichts

Bausteine einer integrativen Wertevermittlung

4., erw. und überarb. Auflage 2021

370 Seiten mit 60 Abb. Kart.

€ 32,-

ISBN 978-3-17-034888-2

Was ist das Proprium einer Didaktik des Ethikunterrichts und wie unterscheidet sie sich von anderen vergleichbaren Didaktiken? Unter dieser Fragestellung will dieses Lehr- und Arbeitsbuch eine praktische Orientierung bieten und die für den Ethikunterricht konstitutiven didaktischen Problemfelder exemplarisch darstellen: Welches sind die spezifischen Lernprozesse im Ethikunterricht? Wie lassen sich Unterrichtsziele und -inhalte didaktisch legitimieren? Welche spezifischen Formen ethischen Argumentierens bieten sich für den Ethikunterricht an? Welche Rolle spielt der Umgang mit Texten, die Textarbeit im Ethikunterricht? Was charakterisiert die Lebenswelt der Adressaten, der Kinder und Jugendlichen? Die 4. Auflage ist umfassend aktualisiert und ergänzt: Zum selbstregulierten Arbeiten werden didaktische Konzepte vorgestellt. Neu ist auch eine Skizze der Medienethik mit zahlreichen unterrichtspraktischen Beispielen. Mit der praktischen Urteilskraft und der Fähigkeit zum differenziert-kritischen Argumentieren als zentralen Kompetenzen leistet das Fach Ethik einen wesentlichen Beitrag zur demokratischen Bildung.

Harald Jele

Richtig zitieren

4., erw. und überarb. Auflage 2021

188 Seiten mit 20 Abb. Kart.

€ 22,-

ISBN 978-3-17-039989-1

Bei der wissenschaftlichen Arbeit zeigt sich sehr schnell, dass beim Zitieren unterschiedliche Regeln angewandt werden. Nahezu jede wissenschaftliche Disziplin hat Besonderheiten entwickelt und selbst innerhalb der Fächer gibt es Eigentümlichkeiten. Ein wichtiger Grund hierfür ist, dass innerhalb des wissenschaftlichen Fächerkanons das Verständnis von „Exaktheit“, „Nachvollziehbarkeit“ oder auch „Praktikabilität“ divergiert. Harald Jele widmet sich daher vor allem jenen Grundlagen, die in besonderer Weise den Hintergrund zu allen Zitierregeln bilden und so im praktischen Alltag zur Anwendung kommen. Neben dem Umgang mit traditionellen Quellen wird das Zitieren von Online-Quellen ausführlich behandelt. Dass das alleinige Einhalten von möglichst ausgefeilten Zitierregeln nicht der Weisheit letzter Schluss sein kann, wird vor allem an den Ausführungen zum brandaktuellen Thema des Plagiiens deutlich.

„Oft erkennt man den Wert einer Sache erst, wenn sie nicht mehr da ist.“

Eine Ode an die Dankbarkeit, S.24

Alle Werke dieser Reihe finden Sie auf unserer Webseite!
Kurzlink: <http://gk-philosophie.kohlhammer.de>



TAKE

DANKKE

KÖSZÖNÖM

EFCHARISTÓ DIOLCH TAU

GRAZZIMISAOTRAMOTTÄSHAKKERAM

DANKKE SPAS DHANYAWAD MÉSÍ AITÄH VINAKA

Eine Ode an die Dankbarkeit

Es scheint eine Zeit zu sein, in der es manchmal schwerfällt, das Positive zu sehen und zufrieden zu sein. Der Frust steigt durch die Machtlosigkeit des Einzelnen und die ein oder andere Idiotie so mancher Masse. Ein kleiner Beitrag für sich selbst könnte es sein, mal an den alteingesessenen Einstellungen zu schrauben:

Für manche nur eine Floskel, anerzogen der Höflichkeit wegen. Wir bekommen sie als Kinder beigebracht, wenn jemand nach dem Niesen ‚Gesundheit‘ wünscht oder wenn wir eine Extrascheibe Wurst beim Metzger bekommen. Es gibt unterschiedliche Arten des Dankes. Wahre Dankbarkeit verstehen wir erst in späteren Jahren, wenn wir erkennen, dass die Dinge, die wir haben und besitzen, nicht selbstverständlich sind, dass die Sicherheit und der Wohlstand unserer Gesellschaft, welche wir von klein auf als Normalität hinnehmen, nicht als allgemeiner Lebensstandard gegeben sind. Dass unsere Eltern wie wir nur großgewordene Kinder sind, die für ihre Kinder stark waren, sie nicht die Sorgen des alltäglichen Lebens haben spüren lassen, um ihnen das Gefühl von Geborgenheit zu geben und alle Grundbedürfnisse abdecken zu können. Erst mit diesem Verständnis beginnt die eigentliche Dankbarkeit.

‚Danke‘ sagen mag als Floskel beginnen, die wir anfangs nicht in ihrem wahren Ausmaß verstehen können. Eine Routine wie Zähneputzen oder Gemüse essen, eben das, was wir

tun müssen, um keinen Ärger zu bekommen oder uns beim nächsten Einkauf ein Spielzeug aussuchen zu dürfen. Unsere Dankbarkeit wächst mit uns, reift heran und wird erwachsen. Sie beginnt, weitere Bereiche abzudecken. Wir erfahren, dass die Menschen um uns und in unserem Leben nicht selbstverständlich sind. Wir lernen, dass es Menschen gibt, die uns wahre Freunde sind und solche, die sich als Falsche herausstellen. Es ist schmerzlich, wenn sich eine langjährige Freundschaft als eine falsche entpuppt und wir Dinge erfahren, die wir von dieser Person nicht für möglich gehalten hätten. Doch erst durch den Schmerz dieser Erfahrungen beginnen wir, den Kern der Menschen zu betrachten und ihn wertzuschätzen. Wertschätzung ist ein großer Bestandteil der Dankbarkeit.

Wenn der frisch gebrühte Kaffee von der Tischkante fällt oder nach monatelangem Beantragen des BAföG eine Überweisung von 20 Cent ein-

Erst, wenn wir das erkennen, was das Besondere besonders macht, wird es wirklich wertvoll für uns.

geht, findet die ironisch-resignierte Art von ‚Danke‘ ihren Weg über die Lippen – das klassische ‚Danke für Garnichts‘. Deren ungeliebter Stiefbruder ist das geheuchelte ‚Danke!‘, wenn die Mehrheit der Gesellschaft aufgrund von sozialen Aktualitäten die Notwendigkeit sieht, in Form von temporären Facebook-Profilbildern Solidarität vorzugeben oder zu einer bestimmten Uhrzeit für Krankenhaus- und Pflegepersonal zu applaudieren, nur um eine Woche später nicht mehr den geringsten Gedanken daran zu verschwenden. Oder wenn man mal wieder Socken zu Weihnachten bekommt.

Ein ‚Danke‘ ist also nicht nur ein Wort, Dankbarkeit nicht nur ein kurzes egozentrisches Aufwallen von Genugtuung, wenn man einen Vorteil durch die Handlung eines Anderen erfährt. In der wahren Form beginnen wir, unser Handeln nach ihr zu richten, da wir tatsächlich verstanden haben, was es für uns bedeutet – und für Andere bedeuten könnte.

Auch die Unwahrscheinlichkeit des Lebens und der Welt, in der wir leben, ist durchaus etwas, das uns nicht selbstverständlich erscheinen kann. Das bedeutet nicht, jeden Tag vor

Ehrfurcht erstarren zu müssen. Es ist aber durchaus nicht verkehrt, einmal innezuhalten und unsere Umwelt in uns aufzunehmen: die Bäume, die Pflanzen, die Tiere, den Himmel, die Wolken, die Flüsse, das Meer zu betrachten und einfach dafür dankbar zu sein, sie mit eigenen Augen zu betrachten und erleben zu dürfen. So mancher Zyniker mag hier mit den Augen rollen, jedoch mag es große Zufriedenheit mit sich bringen, diese ‚normalen‘ Dinge als etwas Besonderes zu betrachten und sie wertzuschätzen.

Oft erkennt man den Wert einer Sache erst, wenn sie nicht mehr da ist. Wenn sie vorher beinahe unbemerkt ein Teil unseres Lebens war, natürlich, selbstverständlich, kaum beachtet. Unsere körperliche Unversehrtheit beispielsweise. Warum sollte ich auch froh sein, laufen zu können, wenn ich nie etwas gegenteiliges erlebt habe, einen gezerrten Oberschenkel vielleicht? Oder mir Gedanken darüber gemacht habe, wie es Menschen im Rollstuhl oder mit einem fehlenden Bein geht? Kaum einen Moment denke ich darüber nach, wie wundervoll es sich ohne Kopfschmerzen lebt – bis die nächste Migräne in den Augen pocht. Erst dann wird mir bewusst, wie essenziell es ist, gesund zu sein. Und dass man dafür getrost dankbar sein kann.

‚Danke‘ ist also viel mehr, als es auf den ersten Blick scheint. Es ist ein Ausdruck der Zuneigung an einen anderen Menschen, des Glückes über vorteilhafte Umstände, ein Erkennen,

dass nicht alles selbstverständlich ist und die Wertschätzung, die mit unserem Verständnis für die Welt wächst. Und um diese und alle weiteren Facetten auch auf der ganzen Welt ausdrücken zu können, dürfen natürlich nicht die Worte fehlen:



Cedric Kirchhöfer (25)

ist dankbar für seine Entdeckung von Wollsocken.

Afrikaans:	dankie
Albanisch:	faleminderit
Arabisch:	shokran
Armenisch:	shnorhakalut’yun
Aserbaidshanisch:	çox sağ ol / təşəkkür edirəm
Baskisch:	eskerrik asko
Bengalisch:	dhanyabaad
Bosnisch:	hvala
Bulgarisch:	merci / blagodaria
Birmanisch:	jay zu tin bar deh
Chinesisch:	xiè xiè ni
Dänisch:	tak
Deutsch:	danke
Englisch:	thank you
Estnisch:	aitäh
Fidschianisch:	vinaka
Finnisch:	kiitos / kiitti
Französisch:	merci
Friesisch:	dankewol
Galicisch:	grazas / graciñas
Georgisch:	gmadloб / gmadlobth
Griechisch:	efcharistó
Haitianisch:	mèsi
Hawaiisch:	mahalo
Hebräisch:	toda
Hindi:	dhanyawad
Indonesisch:	terima kasih
Irish:	go raibh maith agat
Isländisch:	takk
Italienisch:	grazie
Japanisch:	arigatō
Katalanisch:	gràcies
Khmer (Kambodschanisch):	arkoun
Koreanisch:	kam sah hamnida
Korsisch:	grazie
Kroatisch:	hvala
Kurdisch:	spas

Laotisch:	khob chai (deu)
Lateinisch:	tibi gratias ago
Lettisch:	paldies
Litauisch:	aciu
Malagassi:	misaotra
Maltesisch:	grazzi
Mazedonisch:	blagodaram
Mongolisch:	bayarlalaa
Niederländisch:	dank u wel / dank je wel
Norwegisch:	takk
Persisch (Farsi) :	motashakkeram, mamnun
Polnisch:	dziękuję
Portugiesisch:	obrigado / obrigada
Rätoromanisch:	grazia fitg
Rumänisch:	mulțumesc
Russisch:	spasibo
Samoanisch:	faafetai lava
Sardisch:	gratzias
Schottisch-gälisch:	mòran taing
Schwedisch:	tack
Serbisch:	hvala
Slowakisch:	vd’aka
Slowenisch:	hvala
Spanisch:	gracias
Swahili:	asante / asante sana
Tagalog:	salamat (po)
Tahitianisch:	mauruuru
Thailändisch:	kop khun
Tschechisch:	děkuji
Türkisch:	tesekkür ederim
Udmurtisch:	tau
Ukrainisch:	spasybi, dyakuyu
Ungarisch:	köszönöm
Vietnamesisch:	cám ơn
Walisisch:	diolch
Weissrussisch:	dziakuju
Zulu:	ngiyabonga

Klatschen statt Klotzen

Das Problem in unserem Gesundheitssystem

Warum merken wir erst während einer Pandemie, wie wichtig Pflegekräfte für unsere Gesellschaft sind? Ben (Name von der Redaktion geändert) arbeitet neben seinem Studium als Pflegehelfer in einem Altenheim, Heike (Name von der Redaktion geändert) ist in einer Klinik als Krankenschwester angestellt. Beide haben erlebt, was alles falsch läuft in unserem Gesundheitssystem, und das nicht erst seit Corona.



Foto: Ronja Hornik

Bereits im April wurde den Pfleger*innen und dem medizinischen Fachpersonal ein „Corona-Bonus“ versprochen. Doch das Versprechen, das Bundesgesundheitsminister Jens Spahn gab, wurde zunächst nicht eingehalten. „Ne Sorry kriegt ihr nicht, ihr kriegt stattdessen Applaus. Dann war die Stimmung natürlich erstmal beschissen. Also um es nett auszudrücken. Es wurde da wiederholt von Streik und Ähnlichem gesprochen“, sagt Ben zu der Reaktion der Belegschaft auf das gebrochene Versprechen. Inzwischen hat er zwar einen Bonus bekommen, allerdings erst Ende Juli. Heike hat nichts bekommen, und das obwohl ihr bereits zweimal ein Bonus zugesagt wurde,

einmal im April und erneut im Herbst 2020. Dabei hätten beide den Bonus mehr als verdient. Durch Corona hat sich die sowieso schon angespannte Situation in der Pflege noch um einiges verschlimmert. Als der Erste Lockdown anging, waren alle überfordert. „Die Angst war da im Frühjahr, weil niemand genau wusste was kommt“, berichtet Heike. Zudem wurden im Krankenhaus häufig neue Regeln aufgestellt, die oft nur für ein bis zwei Tage oder Wochen galten. „Erst hieß es, man muss arbeiten, selbst wenn man positiv auf Corona getestet ist, solange man keine Symptomatik hat, dann wieder dass man in Quarantäne muss.“ erzählt Heike.

Im Krankenhaus wurde außerdem die Personaluntergrenze, die erst im Januar eingeführt wurde, gleich wieder abgeschafft. Dabei ist die Grenze wichtig, um dem Personal die Möglichkeit zu geben, ihren Job richtig auszuführen. Zusätzlich wurden die Buslinien für den Frühdienst eingestellt, da viel weniger Leute zur Arbeit kommen mussten. Unterstützung des medizinischen Fachpersonals sieht anders aus.

Im Altenpflegeheim bei Ben gab es beim ersten Lockdown auch einige Veränderungen. Die vielleicht wichtigste war, dass alle medizinische Masken tragen mussten. „Zwei bis drei Tage nachdem die Maskenpflicht im Pflegeheim für die Mitarbeiter ein-

geführt wurde, sind alle Vollbärte in der Belegschaft verschwunden“, erzählt Ben schmunzelnd.

Erst im zweiten Lockdown bekommt das medizinische Personal sowohl im Krankenhaus als auch im Altenpflegeheim FFP2 Masken. Beim ersten Lockdown war einfach nicht genügend Material vorhanden, um alle Einrichtungen zu versorgen.

Auch die Stimmung ist im zweiten Lockdown, oder auch Lockdown „light“, anders. Im ersten Lockdown seien die Menschen noch verständnisvoller gewesen, im zweiten Lockdown müssen die Krankenschwestern in der Klinik oft als Puffer zwischen der Klinik und den besorgten Angehörigen fungieren. Immer erhalten sie Anrufe und müssen darüber diskutieren, ob nicht doch eine Ausnahme bei den Besuchsregeln gemacht werden kann. Heike leidet unter der ständigen Belastung, trotzdem sagt sie: „Jeder ist halt ein Einzelschicksal, und man kann es auch verstehen.“

Auch im Altenheim stellen die Besucher*innen mit die größte Gesundheitslücke dar. Viele der Angehörigen halten sich leider nicht an die Regeln, dass man die Maske die ganze Zeit aufbehalten muss, und bauen Körperkontakt zu den Bewohner*innen auf. Aber auch hier ist es schwer, sie dafür zu verurteilen. Gerade alte und kranke Menschen leiden unter den Kontaktbeschränkungen. Es ist schwer eine Lösung zu finden, unter der niemand zu leiden hat.

Immerhin ist es inzwischen möglich die Belegschaft regelmäßig auf Corona zu testen. Auch das stellte im ersten Lockdown ein Problem dar. Im



Foto: Ronja Hornik

Altenheim gibt es für jeden Mitarbeiter und jede Mitarbeiterin zweimal die Woche einen Test. Im Krankenhaus einmal die Woche in allen sensiblen Bereichen oder wenn Verdacht auf einen positiven Kontakt besteht. Allein in der Woche vom 14.-20.12. wurde Heike dreimal getestet. Auch wenn der Test nicht angenehm ist, so ist sie doch froh, dass es inzwischen so gut durchgezogen wird.

Corona stellt nicht nur das Gesundheitssystem an sich auf die Probe, sondern auch jede*n einzelne*n im Gesundheitssystem Angestellte*n. Dass es so nicht weitergehen kann ist keine Frage, nur klatschen hilft nicht dabei die schlechte Situation in den deutschen medizinischen Einrichtungen zu verbessern.

Wenn es darum geht, wie man dem Pflege- und medizinischen Fachpersonal wirklich Dankbarkeit zeigen kann, sind sich Heike und Ben einig; Es müssen mehr Fachkräfte und Hilfspersonal eingestellt, und die Löhne langfristig aufgestockt werden.



Ronja Hornik (23)

Es ist wichtig, Dankbarkeit in einer der Situation angepassten Form zu zeigen.

Interview mit einem Bestatter

Viele Berufe bereichern unsere Gesellschaft. Berufe, welchen oftmals zu wenig Beachtung geschenkt wird, da sie still im Hintergrund arbeiten. Sie sind nicht nur notwendig, sondern auch da, wenn wir sie brauchen. So auch der Beruf des Bestatters. Die Kupferblau im Interview mit einem Mann, dessen Berufsziel früh feststand: Simon Felden wollte Bestatter werden.

MITFÜHLEN, ABER NICHT MITWEINEN

Kupferblau: Hallo Herr Felden, zunächst einmal, vielen Dank, dass Sie diesem Interview zugestimmt haben. Ich würde gerne mit einem wichtigen Thema starten. Die Beratung der Angehörigen eines Verstorbenen stelle ich mir als besondere Herausforderung vor. Wie helfen Sie in diesen Situationen?

Simon Felden: Mit viel Fingerspitzengefühl und dennoch einem gesunden Maß an Abstand. Ich halte mich immer an die Grundregel „mitfühlen, aber nicht mitweinen“. Großes Augenmerk wird hier stets auf die individuellen Wünsche der Trauerfamilie oder des Verstorbenen gelegt.

Kupferblau: Es gibt besonders schwere Umstände, zum Beispiel den Verlust eines Kindes. Sie bieten eine besondere Form der Trauerbewältigung an und lassen Eltern aktiv am Prozess der



Foto: Kyll Langheinrich

Bestattung teilhaben. Es besteht die Möglichkeit, das Kind selbst einzukleiden und einzubetten oder den Sarg zu bemalen.

Wie sind Sie zu dieser besonderen Form der Bestattung gelangt?

Simon Felden: Es gehört eben mit zu unserem Tätigkeitsfeld. Es ist schlimm für die Eltern und wir versuchen, die Eltern so gut wir können „aufzufangen“. Wir haben für uns ein internes Konzept entwickelt und aufgebaut, mit welchem wir in der Betreuung solcher Ausnahmesituationen sehr gute Erfahrungen gemacht haben.

Kupferblau: Auch andere extreme Situationen begleiten Ihren Beruf. Unfälle, vermüllte Wohnungen oder bereits länger Verstorbene. Was stellt in diesen Momenten die größte

Herausforderung für Sie dar? Was war die für sie persönlich schlimmste Situation?

Simon Felden: Eine „schlimmste“ Situation gibt es in diesem Sinne nicht für mich. Selbstverständlich ist es nicht angenehm, einen Trauerfall aus einer Messiwohnung zu bergen oder verunfallte Verstorbene abzuholen, dennoch ist es ja ein Mensch, den man abholt und ich glaube, das ist das Allerwichtigste, dass man sich genau das immer vor Augen hält.

MAN ARBEITET MIT UND FÜR MENSCHEN.

Kupferblau: Immer häufiger finden Bestattungen „von Amts wegen“ statt. Das bedeutet, dass ein Mensch seine letzte Reise allein antreten musste und keine Angehörigen oder Bestat-

tungspflichtige auffindbar sind. Das zuständige Ordnungsamt leitet daraufhin die Bestattung des Verstorbenen ein. Können Sie mir hierzu ein paar Worte sagen? Wie sehr berühren Sie diese Fälle?

Simon Felden: Naja, es ist auch für uns traurig mit anzusehen, dass manche Menschen ohne Beisein von Angehörigen (weil vielleicht einfach keine Nachkommen da sind o. Ä.) ganz einsam und still ihren letzten Weg gehen müssen. Wenn die Urne vom Bestattungsordner allein beigesetzt wird, ohne Pfarrer, ohne Angehörige, dann macht man sich schon ab und an Gedanken. Ändern kann man an dieser Sache als Bestatter natürlich nichts. Was man jedoch tun kann, ist, diesem einsamen Menschen wenigstens ein würdevolles Begräbnis zu ermöglichen und manchmal vielleicht einfach stillschweigend noch eine Blume mit in den Sarg zu legen, vor der Einäscherung im Krematorium. Aber wir leben eben auch in einer Gesellschaft heute, in der sich genau solche Szenarien immer mehr verbreiten werden. Entweder werden durch Familienstreitigkeiten Kontakte gemieden oder sonstige Interessen über den familiären Zusammenhalt gestellt. Leider.

Kupferblau: Eine Trauerfeier ist für jeden eine schmerzliche Erfahrung. In dieser Zeit wird schnell vergessen, seine Dankbarkeit zu zeigen. Wird Ihnen Dankbarkeit entgegengebracht oder wird Ihr Unternehmen als „selbstverständlich“ angesehen?

Simon Felden: Es freut mich natürlich, ein positives Feedback zu bekommen oder ein Dankeschön. Meist kommt dies sehr spät im Nachgang mittels einer Karte oder ein paar Blumen. Auch Folgeaufträge, wenn eine weitere Person in einer Familie verstirbt und die Angehörigen wieder kommen mit Worten wie: „Wir waren damals so zufrieden...“ (o.Ä.), nehmen wir dies als Zeichen der Zufriedenheit und der Dankbarkeit auf. Ich denke nicht, dass es als selbstverständlich angesehen wird. Den meisten Menschen ist bewusst, dass es eine psychisch wie auch physisch anspruchsvolle Arbeit ist, die wir leisten. Dennoch stehen in der Trauer andere Faktoren im Vordergrund, was auch vollkommen richtig ist.

Kupferblau: Eine persönliche Frage, insofern Sie mir diese gestatten: Wie gehen Sie mit einem Trauerfall einer Ihrer Angehörigen um?

Simon Felden: Ich habe bisher alle familieninternen Trauerfälle selbst durchgeführt. Für mich ist es ein wichtiger Schritt in meiner eigenen Trauerbewältigung gewesen.

Kupferblau: Ihr Beruf setzt eine 24-stündige Erreichbarkeit voraus. Auch an Wochenenden und Feiertagen zählen Trauernde auf Ihre Unterstützung. Inwieweit beeinflusst dies Ihr Privatleben?

Simon Felden: Wir sind intern sehr gut aufgestellt, sodass eine 24-stündige Erreichbarkeit immer garantiert wird.

Telefonbereitschaft hat immer ein Mitarbeiter oder ich selbst. Angehörige werden von uns, sofern notwendig, jederzeit betreut. Telefonisch oder persönlich. Selbstverständlich gibt es Einschnitte im Privatleben, was für mich persönlich nicht schlimm ist, da ich es nicht anders gewohnt bin und



Foto: Kyll Langheinrich

gerne da bin, wenn man mich in der Funktion des Bestatters bzw. Trauerbegleiters braucht. Natürlich reagiert das private Umfeld hierauf manchmal ein wenig „erstaunt“, es sind aber auch alle Menschen um mich herum gewohnt.

Kupferblau: Stellt die Adventszeit eine besondere Herausforderung für Sie dar?

Simon Felden: Weihnachten und die vorige Adventszeit sind für mich immer etwas ganz Besonderes. Ich liebe die allgemeine besinnliche Stimmung, die Düfte und die Stimmung auf den Märkten (welche in diesem Jahr ja leider nicht stattfinden können). Das familiäre Zusammentreffen, zusammen zu backen und gemeinsam zu essen an den Feiertagen. Es ist einfach etwas ganz Besonderes. Und wenn in so einer besinnlichen, engen und emotional positiven Situation eine Person verstirbt, halte ich es für umso wichtiger den Trauerfamilien Beistand zu geben und mach dies in dieser besonderen Zeit auch sehr, sehr gerne (so komisch es klingen mag). Auch der Tod meines Großvaters im vergangenen Jahr, kurz vor Beginn der Adventszeit, hat meine Ansichten hierzu nur bestärkt. Ich habe auch Mitarbeiter die dieselbe Einstellung hierzu haben, wie ich. Und dafür bin ich sehr dankbar. Die Herausforderung hierin besteht darin, einen Einklang zu finden zwischen Betreuung der Hinterbliebenen, mit viel Fingerspitzengefühl, Würde und Pietät sowie dem eigenen Privatleben. Dies gelingt mir Gott sei Dank sehr gut.

Kupferblau: Inwieweit verändert zudem die aktuelle Corona-Situation Ihren Alltag?

Simon Felden: Die Anzahl der Trauergäste ist eingeschränkt, ebenso die Möglichkeiten von Trauerfeiern und Bestattungen. Wir haben ein Konzept entwickelt, um auch denen Menschen, die Ihre Wohnung nur für das Notwendigste verlassen möchten (gerade ältere Personen), gerecht werden zu können.

Die Hinterbliebenen nehmen diese Option dankend an und bedanken sich für das Verständnis, welches wir entgegenbringen, und den damit verbundenen Mehraufwand für uns.

Kupferblau: Vielen Dank für das Gespräch, Herr Felden.



Kyll Langheinrich (26)
erfreut sich an ihren rosigen Wangen.

Was (uns) Dankbarkeit bedeutet



Foto: Laura Kotte

Dass Dankbarkeit ein abstraktes Konzept ist, das sich nicht so einfach greifen lässt, ist eine altbekannte Problematik des Begriffs. Dennoch hat unsere Redakteurin den Versuch gewagt, Dankbarkeit zu definieren und im Zusammenhang mit der aktuellen Corona-Pandemie in den Kontext der Lebenswelt Studierender zu setzen. Schließlich war schon dem berühmten Tübinger Studenten Friedrich Hölderlin der hohe Stellenwert von Dankbarkeit bewusst: „Alles prüfe der Mensch, sagen die Himmlischen, daß er kräftig genährt, danken für alles lern und verstehe die Freiheit, aufzubrechen, wohin er will“.

Abdanken, bedanken, verdanken – der Akt des Dankens kann die unterschiedlichsten Formen annehmen, denen verschiedene Bedeutungen innewohnen: Ein Amt niederlegen, jemandem für eine Art der Hilfe danken oder diese Unterstützung anerkennen. Auch die Zusammenhänge, in denen Dankbarkeit vorkommt, sind vielfältig und beziehen sich keinesfalls nur darauf, „Dankeschön“ zu sagen, gleichgültig in welcher Form. Im wörtlichen Sinn beschreibt Dankbarkeit ein Gefühl und zugleich den Sprechakt, der diese Empfindung ausdrückt. Der deutsche Philosoph Thomas Nisters definiert Dankbarkeit

in seiner gleichnamigen Monographie (2012) als eine Leistung auf einer kognitiven, einer emotionalen und einer praktischen Ebene. Auf der kognitiven Ebene erfolgt sie durch das Beurteilen, ob eine Tat vorliegt, die Dank verdient; auf der emotionalen über Gefühle, die mit Dankbarkeit einhergehen wie Freude und Wohlwollen und auf der praktischen Ebene durch das Aussprechen des Wortes „Danke“, also das Dankesagen per se.

„Danke“ zu sagen ist demnach nicht eindimensional, sondern ein komplexer Vorgang, der neue Gefühle und Perspektiven mit sich bringen und

aufzeigen kann. Eine nähere Beschäftigung mit dem mündlich verwendeten Wort und dem eigentlichen Akt des Dankens, den es ermöglicht, legt nahe, dass mehr hinter diesem vermeintlich einfachen Begriff steckt, als sein alltäglicher und zuweilen inflationärer Gebrauch als wohlgemeinte Floskel andeutet. Dankbarkeit zu empfinden oder sie in anderen auszulösen, fällt nicht immer leicht und ihr Ausbleiben kann negative Gefühle wie Frust und Missgunst hervorrufen. Sowohl tatsächlich empfundene als auch ausgebliebene Dankbarkeit sind dazu in der Lage, neue Blickwinkel aufzuweisen, indem sie bewusst machen, dass Dankbarkeit angebracht war oder gewesen wäre. Sich in einer solchen Situation nicht als dankbar zu erweisen, bietet dem anderen eine Grundlage, dies als Undankbarkeit aufzufassen. Undankbarkeit ließe sich vereinfacht als das Gegenteil davon definieren, was zuvor als Dankbarkeit identifiziert wurde. Gleichzeitig ist jedoch auch Undankbarkeit kein simples, greifbares Konzept, sondern bringt mitunter negative Gefühle mit sich und nutzt diese, um sich zum Ausdruck zu bringen. Das heißt, dass Undankbarkeit nicht immer auf den ersten Blick als solche erkennbar sein muss, sondern viele Gesichter hat. Die Antwort auf die Frage, was Undankbarkeit in uns auslöst, ist abhängig vom jeweiligen Kontext. Es lässt sich aber relativ sicher sagen, dass schwierige Zeiten wie eine weltweite Pandemie günstige Voraussetzungen für Empfindungen wie Undankbarkeit, Frust und Missgunst schaffen.



Foto: Laura Kotte

In Hinblick darauf, was Studierenden Dankbarkeit bedeutet, ist insbesondere die Frage interessant, wie sich Corona sowohl auf ihr Empfinden von Dankbarkeit bzw. Undankbarkeit als auch auf ihr Verständnis von Dankbarkeit auswirkt.

Vor Corona waren Studierende vor allem dafür dankbar, überhaupt studieren zu können, aber auch für das Gefühl von Freiheit und Leichtigkeit, in universitärer und in alltäglicher Hinsicht. Damals war es noch möglich, viel Zeit mit Freund*innen zu verbringen und sich keine Sorgen um die eigene Gesundheit oder die anderer zu machen. Ohne Probleme konnten Studierende aus dem Haus gehen und sich täglich mit unterschiedlichen Menschen treffen, mal einen Kaffee zwischen zwei Veranstaltungen trinken oder in Gruppen mittagessen gehen und später das Tübinger Nachtleben genießen. Die Semesterferien waren dazu da, sie draußen zu verbringen, ganz gleich ob im In- oder Ausland. Allgemein waren die universitären Gebäude zur persönlichen Begegnung da; sie waren lebendig und verbanden Information mit

Vergnügen. Das unbeschwerte Leben Studierender hat sich mit Corona jedoch drastisch geändert. Kaum noch soziale Kontakte und den ganzen Tag vor dem Bildschirm, ohne die Mitleidenden zu kennen oder treffen zu können. All das sowie der fehlende Austausch mit den Kommiliton*innen machen den studentischen Alltag nicht nur eintöniger, sondern noch dazu einsamer und unsicherer – auch was den Studieninhalt betrifft, der nun allein bewältigt werden muss. Die Routine Studierender hat zwar durchaus an Zwanglosigkeit eingebüßt, dabei ist jedoch wichtig zu betonen, dass es nicht nur um den Verlust von Annehmlichkeiten geht. Die Veranstaltungen, die nun online stattfinden, bringen einerseits ein hohes Maß an zeitlicher Flexibilität mit sich, andererseits ist per Zoom das Konzentrationsvermögen nicht dasselbe und eine asynchrone Vorlesung kann gut mehrere Stunden in Anspruch nehmen. Die Universität hat zwar versucht, diesem Konzentrationsproblem entgegenzuwirken, indem die Veranstaltungen nur noch eine Stunde statt eineinhalb dauern, jedoch ist dies nicht immer umgesetzte Realität:

teils wird aufs Doppelte überzogen, teils sind die Ansprüche derart gestiegen, dass sich bereits nach wenigen Wochen im Semester ein Gefühl der Überlastung bemerkbar macht. Das wirkt sich wiederum auf die Motivation und besonders auf die Anzahl an Veranstaltungen aus, die sich in einem Semester bewältigen lassen. Studierende beginnen sogar, sich zu fragen, wofür sie eigentlich so viel lernen und ob das, was sie tun, sinnvoll ist oder nicht.

Solche Aspekte tragen für Studierende also nicht unbedingt dazu bei, Dankbarkeit zu empfinden, sondern sie entwickeln stattdessen eher negative Gefühle wie Frust, Resignation und Überforderung. Der Verlust des Soziallebens bedeutet für alle Menschen einen krassen Umbruch, denn mit ihm geht der Ausgleich zum alltäglichen Stress verloren. Das Gefühl, in einem Lebensabschnitt, der im Normalfall von Freiheit geprägt ist, kaum Freiheiten zu haben, ist für Studierende demnach schwer zu unterdrücken.

Seit Corona sind erfahrenere Studierende vor allem dafür dankbar, dass sie zumindest einen Teil ihres Studiums und Alltags ohne die aktuellen Einschränkungen erleben durften. Bierpong auf Partys, tanzen im Club, ein Joint für alle oder zu zehnt in einer Kneipe: Alles mittlerweile unvorstellbar und in weite Ferne gerückt. Auch, gerade nicht auf Jobsuche zu sein und nur für sich selbst die Verantwortung zu tragen, sind Gründe für Studierende, dankbar zu sein, denn die Pandemie macht eine Stellen- oder Praktikumssuche nicht gerade einfache.

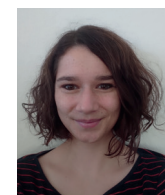
Außerdem sind besonders fortgeschrittene Studierende froh, bereits Leute zu kennen und ein relativ festiges Umfeld zu haben oder nicht alleine zu wohnen, während sich die Lage für Erstsemester da schwieriger gestaltet. Dankbar macht Studierende auch die Tatsache, dass das Studium überhaupt fortgesetzt werden kann und die Universität sich darum bemüht, dass die Angebote weiter bestehen. Die Tatsache, sich nicht in einer akuten existentiellen Notlage zu befinden, trägt auch ihren Teil zum Empfinden von Dankbarkeit bei, trifft pauschal allerdings nicht auf alle Studierende zu. So ist nicht von der Hand zu weisen, dass viele weder vom Staat

**Bierpong auf Partys,
tanzen im Club,
ein Joint für alle
oder zu zehnt
in einer Kneipe:
Alles mittlerweile
unvorstellbar und in
weite Ferne gerückt.**

noch vom Elternhaus Hilfe erwarten können. In wirtschaftlich und informatisch orientierten Studiengängen haben sich seit Corona und durch die enorme Hinwendung zum Homeoffice allerdings auch Chancen aufgetan: Die Möglichkeit, ein Praktikum, das sonst in einer anderen, vielleicht teureren Stadt stattgefunden hätte, vollständig von zuhause aus zu absolvieren und nebenher online sogar noch Vorlesungen zu belegen, ist sicherlich

ein Pluspunkt und löst ein gewisses Gefühl von Dankbarkeit aus.

Für die Beantwortung der Frage, ob Corona unter Studierenden zu einer Änderung des Konzepts von Dankbarkeit beigetragen hat, ist Nachdenklichkeit ein besonderes Stichwort. Studierende sind seit Corona über ihre Lebenssituation und vor allem ihr Studium nachdenklicher geworden und sehen in der aktuellen Lage einen guten Zeitpunkt, ihre Entscheidungen zu reflektieren. Zudem konzentrieren sie sich mittlerweile mehr auf die kleinen Dinge, was jedoch in beide Richtungen ausschlagen kann: Zum einen sind kleinere Nebensachen dazu imstande, Studierende schneller aus der Bahn zu werfen, als das vielleicht einmal der Fall war. Zum anderen haben sie dahingehend Anteil an einer Neubewertung von Dankbarkeit, dass auch etwas zuvor selbstverständliches wie eine durchgeschlafene Nacht Grund genug ist, dankbar zu sein.



Laura Kotte (25)

Dankbarkeit lässt sich am besten in Form von Schokolade ausdrücken.

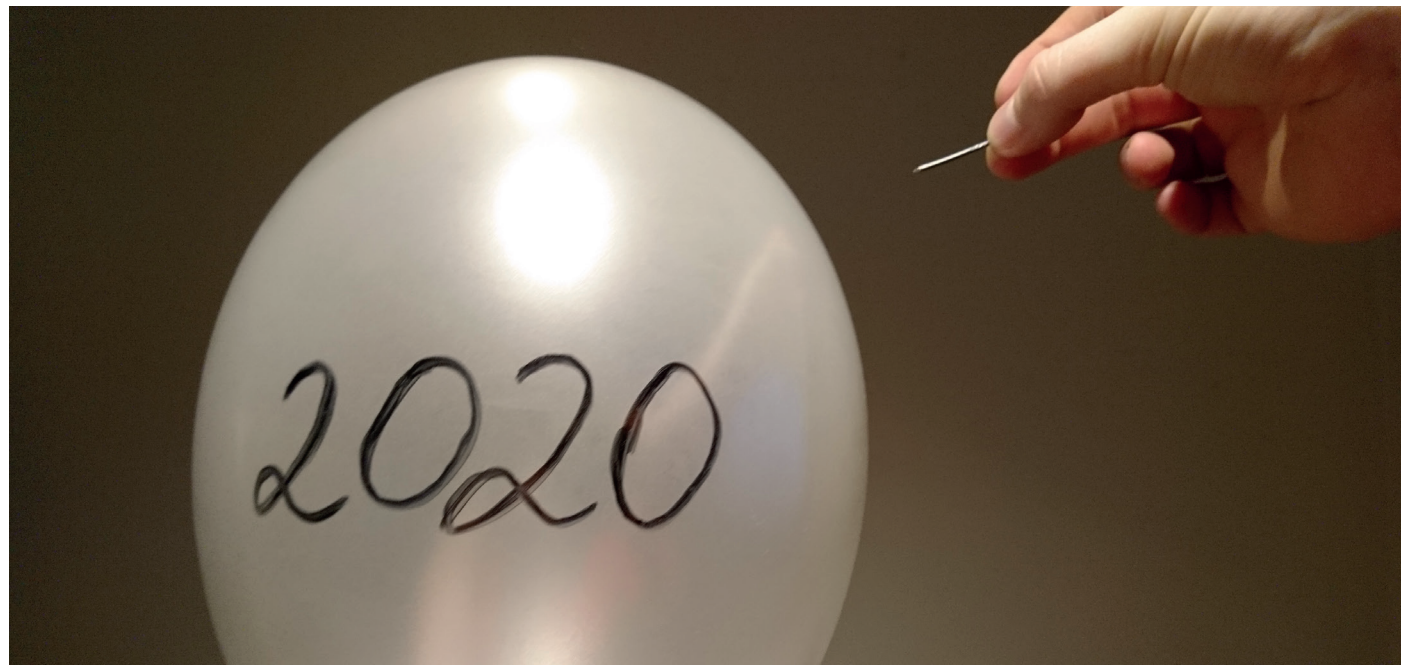


Foto: Urs Winterhalder

Danke 2020! Und jetzt raus hier!

Dass das Jahr 2020 ein historisches ist, sollte inzwischen als Konsens akzeptiert worden sein. Das Jahr der großen Pandemie wird wohl in Zukunft Teil des Geschichtsunterrichts und die Generationen, die sie erlebt haben, davon noch lange geprägt sein. Ein guter Weg mit etwas abzuschließen ist, sich damit abzufinden und die Lektionen, die man daraus gelernt hat, wertzuschätzen. Eine nicht ganz ernst gemeinte (und nicht vollständige) Liste, wofür Menschen 2020 einmal Danke sagen können.

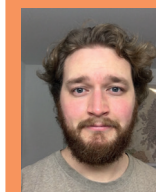
Jedes Jahrhundert hat diese prägenden Jahre, in denen ein Ereignis unsere Gesellschaft heimsucht und diese für immer verändern wird. Seien es Weltkriege, Seuchen, Naturkatastrophen oder soziale Revolutionen. Es gibt Jahreszahlen, die in uns direkt Bilder wachrufen und darüber sinnieren lassen, wo man zu dem genauen Event in der Weltgeschichte rumgeieert ist. 2020 ist so ein Jahr. Wir werden aus unseren Erfahrungen lernen und dann wahrscheinlich genauso unvorbereitet auf alles andere sein, wie wir es auch immer schon waren. Die Bundesregierung hat bereits Videos zu Helden veröffentlicht, in der zukünftige Rentner von ihrer Medaille für heldenhaftes Stubenhocken überreicht bekommen haben. Doch mal

ganz im Hier und Jetzt geblieben: Gott sei Dank ist dieses Scheißjahr endlich vorbei! Was für ein einziger Scherbenhaufen an menschlicher Fehltagen, Umweltkatastrophen, querem Denken und verfehlter Geschichtsstunden (Jana aus Kassel, du bist gemeint). Dieses Jahr hatte alles, was es braucht um eine einzige Kakophonie der schlechten Nachrichten zu werden und so schnell wird das kein anderes Jahr mehr schaffen so viele Menschen anzukotzen. Danke 2020! Es gab wirklich alles: verheerende Waldbrände rund um den Globus, Proteste aufgrund sozialer Missstände, Proteste aufgrund edukativer Missstände, offensichtlich gefälschte Präsidentschaftswahlen (nein Donald, nicht in den USA...), ver-

fassungskonforme Präsidentschaftswahlen (doch Donald, in den USA...). Und erst am 31. Dezember erfüllt es die Wünsche der Menschen aus vielen Teilen der Welt: es ist vorbei. 2020 schafft es, 2016 den Platz des beschissensten Jahres dieses Jahrhunderts abzunehmen (Zeka-Virus, Trump wird Präsident, Putschversuch in der Türkei, Terroranschläge... die Liste geht weiter) – das Ganze auch noch, ohne sich wirklich anstrengen zu müssen. Natürlich ist da der Elefant im Porzellanladen, dem 2020 seinen Erfolg zu verdanken hat: SARS-CoV-19. Danke für dein ungefragtes Auftreten und dein Wüten in unser aller Leben. Danke, dass Menschen nach dir nicht mehr wissen, wie ein Handschlag funktioniert oder beim

Anblick von großen Gruppen erst einmal schlucken müssen. Danke, dass du gezeigt hast, dass ein Klatschen für systemrelevante Arbeit gleichzusetzen ist mit milliardenhohen Subventionen für Firmen, die entgegengesetzt den Zielen bei einer Pandemie dafür sorgen, dass tausende Menschen noch im Stundentakt von Land zu Land reisen konnten – Malle ist ja bekanntlich nur einmal im Jahr. Danke, dass Menschen sich zurückgenommen und sozial eingeschränkt haben, um die Ausbreitung des Virus zu verlangsamen (diesmal ohne Ironie). Cool, dass diese dann damit belohnt wurden, dass es dank dem asozialen Verhalten von Massen an Schwachmaten trotzdem zu weiteren Lockdowns kam. Danke, dass Home-Office und -Schooling endlich mehr in Betracht gezogen wurden – ohne System oder Kompetenzen sowohl auf personeller wie finanzieller Seite. Danke, dass genau die Branchen am härtesten bestraft wurden, die am meisten in ein Corona-konformes Hygienekonzept investiert haben. Danke, dass jedes Mal, wenn neue Richtlinien verabschiedet werden, jedes Bundesland andere hat und allesamt so klar definiert sind, dass es nur endlose Diskussionen mit Freund*innen braucht, um halbsichere Schlussfolgerungen ziehen zu können. Ganz zu schweigen vom verkorksten Weihnachten und Silvester, die schließlich nur eingeschränkt gefeiert werden konnten, weil der Lockdown-light die Menschen vielerorts nicht zur Vernunft gebracht hat (Auch danke dafür nochmal).

Danke, dass Autokraten wieder hip zu sein scheinen und rund um die Welt mehr und mehr Erfolge verzeichnen. Danke, dass über viele wichtige Themen wie Klimawandel, Gleichberechtigung oder Gemeinschaftsverantwortung nicht wirklich diskutiert wurde, da viele Nationen erst einmal an sich gedacht haben, während andere vor die Hunde gingen. Es gibt noch so viel mehr zu sagen, so viel mehr abseits von Corona. Aber warum alte Wunden wieder öffnen, wenn es doch hauptsächlich um eins geht? Dass der Spuk ein Ende hat! Danke 2020. Dein Ende ist ein Trost und wir freuen uns alle auf das Jahr, in dem das Virus in seine Schranken gewiesen wird und ein normaleres Leben wieder möglich ist. Das wird dann ja hoffentlich 2021 so weit sein...



Urs Winterhalder (25)

ist dankbar dafür, dass es die Kichererbse noch gibt und trotz zweitem Lockdown massenweise Klopapier in den Supermarkt-Regalen steht.



ALB·GOLD

**WIR PACKEN'S:
SPAGHETTI IN PAPIER.**

NEU



ALB-GOLD Nudeln jetzt
plastikfrei verpackt. Weitere
Produkte und leckere Rezept-
ideen unter **alb-gold.de**



**„Mein virtueller Goldfisch hat eine längere
Aufmerksamkeitsspanne als ich.“**

Studierendenleben: Was uns noch bleibt, S.47



Den Blick ganz allein in die Ferne (bis zur gegenüberliegenden Häuserwand eben) schweifen lassen mache ich fast jeden Morgen. Philosophisch... Foto: Holly Geiß

Ein Ersti in Coronazeiten

Ich hatte die Wahl zwischen einem Jahr als Schreinergezellin und einem Studium in Tübingen. Das lang ersehnte Studierendenleben und die Hoffnung, nach dem Coronasemester im Sommer einen normalen Studienbeginn zu haben, fällten die Entscheidung.

Ich war nie von der Sorte Mensch, die viel lernen und voll durchziehen, weshalb ich mich nach meinem Abi auch zuerst für eine Ausbildung entschieden hatte. Irgendwie hat man dann doch viele Freunde, die mit dem Studium anfangen, donnerstags um 19 Uhr noch etwas starten wollen, weil es ja schon Donnerstag ist, und dann enttäuscht sind, dass man absagt, da man in der Ausbildung auch am Freitag um sieben in der Arbeit sein muss. Also war mein Gedanke, meine Jugend noch in vollen Zügen zu nutzen und ein Studium zu beginnen. Schon nach dem Abi hatte ich überlegt, zu studieren, aber nicht den richtigen Studiengang gefunden.

Man wird älter, lernt dazu und nach langem Suchen fand ich genau das Richtige. Nach der Ausbildung und den drei Monaten mit eigenem Verdienst fiel mir diese Entscheidung zwar nicht leicht und doch wollte ich noch etwas lernen, wissenschaftlicher denken lernen, eigenständig Theorien erarbeiten. Die Vorfreude packte mich so richtig, meinen Stundenplan selbst gestalten zu können und mein Gehirn wieder auf Hochtouren laufen zu lassen.

Dann kam Corona.

Aber davon wollte ich mich nicht abschrecken lassen. Der Sommer sah vielversprechend aus und zumindest Seminare in kleinen Gruppen sollten präsent stattfinden. Um neue Menschen kennenzulernen, wäre das durchaus von Vorteil, da ich im Oktober neu nach Tübingen zog und genau eine Person außerhalb meiner WG kannte. Wie wir alle wissen, hat das

mit dem Präsenzunterricht wieder nicht geklappt, also richtete ich meinen Schreibtisch zurecht, packte mein Laptop aus und installierte Zoom. Ich musste schnell feststellen, dass

besagter Schreibtisch absolut suboptimal war. 57 x 82 cm reichen zum Studieren nicht aus.

Meine Vorstellung, dass ein Laptop ausreiche, denn man kann damit lesen, schreiben und recherchieren, entspricht nicht der Realität. Zur Konzentration hilft nämlich hier und da ein Snack, während der kalten Jahreszeit noch ein Tee, hier und da kritzele ich doch gerne meine Notizen ganz altmodisch auf ein Papier; Kopfhörer, alte Zeitschriften und dann noch der angelegte Order mit besagten Kritzeleien sprengen also definitiv den Rahmen meines weniger als einen halben Quadratmeter großen Schreibtisches.

Zuerst dachte ich, es wird eine Qual, überhaupt das Bett zu verlassen, wenn man nirgends anwesend sein

Dann kam Corona.

muss, aber in meinen meisten Seminaren wird sehr wohl Anwesenheit erwartet und oft sogar eine eingeschaltete Kamera, was dann auch zum Anziehen bewegt und zumindest etwas Normalität in den Alltag bringt. Klappt es morgens um 9:30 Uhr mal nicht mit dem Duschen, kommt es dann auch schon mal vor, dass meine Kamera heute leider nicht „funktionierte“.

Die täglichen Wege beschränken sich aber trotzdem auf Küche, Bad, Schreibtisch, Bett, selten Supermarkt; mein Schrittzähler zeigt oft nicht mehr als traurige 400 Schritte am Tag. Ich hatte vor Beginn des Se-

mesters wirklich lange die Hoffnung bewahrt, dass wenigstens die kleinen

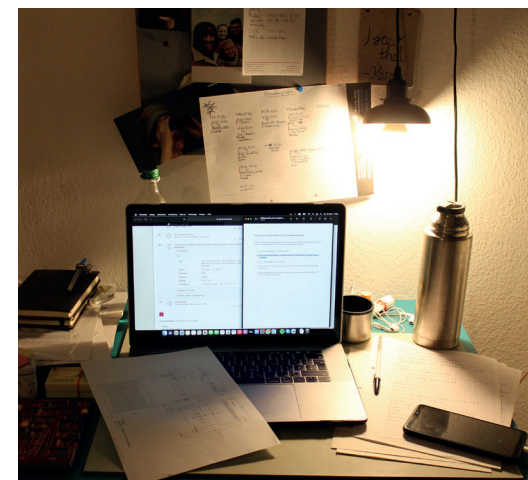


Foto: Holly Geiß

Seminare stattfinden könnten. Am Sonntagabend vor Vorlesungsbeginn stellte sich dann doch heraus, dass alles ausschließlich online stattfinden würde.

Gerade neu nach Tübingen gezogen, man kennt keine Seele und der motivierende Satz meiner Mutter „ha Kind, da kannsch ja au glei wieder hoim zur Mutti komma und die Miete spara“... kein Kommentar! Die Begrüßungen in den Studienfächern fanden ausschließlich online statt; hier stellte sich in meinem Fall auch die Fachschaft vor, die eine Whatsappgruppe für alle Erstis schuf. Kennenlernen musste man dann selbst organisieren. An sich sehr sinnvoll, um sich zu vernetzen; lange traute sich allerdings niemand ein Wort von sich zu geben und man war konfrontiert mit einem Haufen anonymer Nummern. Irgendwann traut sich dann doch jemand und dann geht es los mit wirklich unnötigen Fragen von morgens bis abends.

Und nennt mich Streber, aber ich hatte mich darauf gefreut mit Kommiliton*innen nach einer Vorlesung oder einem Seminar noch über das Gesagte diskutieren zu können, gemeinsam in die Bibliothek zu gehen und Kaffee-

pausen einzulegen, oder einfach eben neue Menschen in einer neuen Stadt kennenzulernen. Allein schon in einem riesigen Hörsaal zu sitzen, ist für einen Ersti spannend; es suggeriert dieses typische „Studiergefühl“, wie man es sich im Vorhinein eben vorstellt. Dafür hätten sich sicher auch die Pupcrawls/Kneipentouren (nun gut, seien wir ehrlich: die Sauftouren) geeignet. Ja, die fehlen schon auch, um lockere Bekanntschaften zu machen. Auch wenn ich es nur von Erzählungen kenne, ver-

misse ich das Bücherkaffee, das von einer der Fachschaften normal veranstaltet wird. Labor für Chemiker*innen, Pharmazeut*innen, etc. kann nicht stattfinden, keine Weihnachtskaffees, keine Exkursionen. Im Großen und Ganzen treffen so

„Allein schon in einem riesigen Hörsaal zu sitzen, ist für einen Ersti spannend“

viele unglaublich verschiedene Menschen beim Studieren zusammen. Einige mit frisch gebackenem Abi, einige, die nochmal neu anfangen, einige, die mal etwas anderes probieren, junge und alte Leute. Es ist von allem etwas dabei und auch davon lernt man Neues, nicht nur stur vom Inhalt der Vorlesung. Dies fällt für uns Erstis aber erstmal auch weg.

Um nun noch eine ganz andere Seite zu erwähnen, genieße ich persönlich ja auch meine Ruhe. Klar muss man mit allem viel mehr alleine klarkommen, aber wenn wir ehrlich sind, klappt das schon. Der Weg jeden Tag zur Uni fällt weg, was besonders bequem ist für

solche von weiter weg. Man kann sich die asynchronen Einheiten sehr frei einteilen, was superpraktisch ist und einem selbst die Kontrolle überlässt. Das kann durchaus zum Verhängnis werden, am Ende aber auch mal einen freien Tag verschaffen, ohne etwas zu verpassen.

Mit der Zeit kommt alles dann doch zusammen. Man kapiert endlich, welcher Zoomlink in welchem Forum zu

finden ist, man ist froh in der neuen WG zu wohnen und gelegentlich mit den Mitbewohnern

einen Wein trinken zu können. Wenn man mit den Aufgabenstellungen der Dozierenden gar nicht zurechtkommt, überwindet man die eigene Sozialphobie und schreibt eine wildfremde Person aus der Whatsappgruppe an, die sich als ähnlich unwissend herausstellt, wie man selbst. Aber jetzt ist man immerhin nicht mehr allein. Ich vermute, ich spreche für viele Studierende, wenn ich sage, dass Onlinelehre nach einer Eingewöhnungsphase ein Ding der Möglichkeit ist, wir uns aber auch freuen, wenn es bald wieder ein klassisches Unigefühl mit großen Hörsälen, Mensaessen und Kneipentouren gibt. Wir Erstis holen das alles so bald wie möglich nach!



Foto: Holly Geiß



Holly Geiß (24)

wäre dankbar für einen größeren Schreibtisch.

Zwischen Bilderbuch und Bildschirm

Studieren mit Kind in Zeiten von Corona

Studieren von zuhause aus, alles online. Keine Frage – das ist für uns alle, für jede*n Studierende*n, etwas Neues und Herausforderndes. Mehr denn je sind Selbstorganisation und Disziplin gefragt. Wir versuchen den Uniaufgaben gerecht zu werden und unsere To-Do Listen Tag für Tag abzuarbeiten. Und allein das ist manchmal schwerer als es scheint und sein sollte. Wir von Kupferblau haben uns daher gefragt: Wie geht es eigentlich den Studierenden mit Kind unter uns? Wie empfinden sie das Studieren von zuhause aus? Und wie lässt sich das alles mit dem eigenen Familienleben vereinbaren? Adina S. (25), Claire P. (24), Maria F. (28) und Sophie R. (24) haben alle zwei Dinge gemeinsam: Sie studieren an der Universität Tübingen und haben alle ein Kind im Alter zwischen zwei und drei Jahren. Sie haben uns von ihren persönlichen Erfahrungen berichtet.

Studium, Kinderbetreuung und Organisation

Dass Studierende mit Kind verzweifelter sind und oft nicht wissen, wie sie unter derzeitigen Bedingungen ihr Studium meistern sollen, weiß auch Frau Efferenn vom Familienbüro der Universität Tübingen. „Auch momentan kommen bereits wieder vermehrt Anfragen von studentischen Eltern nach Flexibilisierungsmöglichkeiten

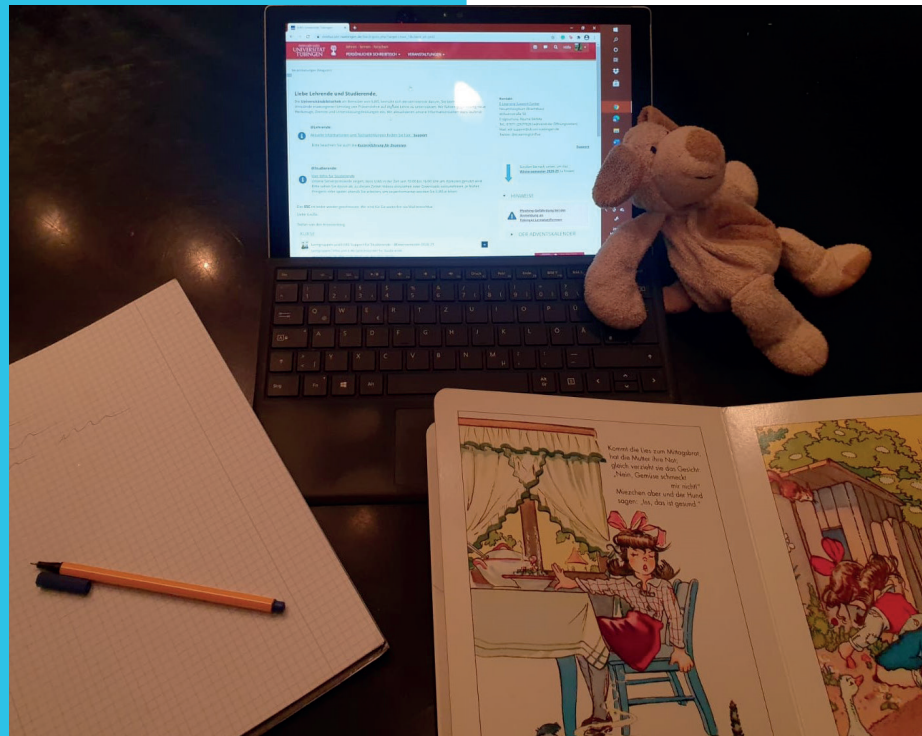


Foto: Sinem Tuncer

des Studiums im Familienbüro an“, teilt sie Kupferblau mit. Frau Efferenn denkt, dass die bisherigen Optionen (wie z.B. das Beantragen von Urlaubssemestern und die finanzielle Unterstützung) nicht ausreichen und auf lange Sicht nur wenig helfen. „Vielmehr sollten individuelle Lösungen gefunden werden, wie auch Studierende mit Familie ihr Studium ohne große Zeitverluste durchlaufen können.“ Die wesentlichen Punkte, um das zu erreichen seien Sensibilität, Flexibilität und Kreativität und die Bedingung, dass alle Mitglieder der Universität dies umsetzen. Sie legt daher viel Wert auf Beratungsgespräche, in denen gemeinsam mit den Studierenden Lösungen erarbeitet und die bereitstehenden Optionen besprochen werden. Von unseren Interviewpartnerinnen hat keine von der direkten Unterstützung, welche von der Uni bereitgestellt wurden, Gebrauch gemacht. Sie erzählen uns aber von einer in

direkten Unterstützung. Diese käme von Seiten der Dozierenden. Hier sei man, so wird uns größtenteils berichtet, auf sehr viel Verständnis gestoßen und habe positive Erfahrungen gemacht. Es sei oft nicht schlimm, wenn man aufgrund von fehlender Kinderbetreuung einmal mehr nicht am Seminar teilnehmen könne oder der Nachwuchs zwischendrin auf den Schoß geholt werden müsse. Allerdings geht das nicht allen so. Claire musste die Erfahrung machen, dass die Dozierenden nicht immer mit einer solchen Selbstverständlichkeit die Umstände von Studierenden mit Kind berücksichtigen. „Ich muss ein Seminar komplett wiederholen und darf dann nur zweimal fehlen“, sagt sie auf die Frage, ob sie schon Abstriche im Rahmen des Online-Semesters machen musste. Sie kann das nicht ganz nachvollziehen, denn sie kenne alle Inhalte und sei auch schon in der Klausurvorbereitung ge-

wesen. Frau Efferenn berät studentische Eltern in solchen Fällen gerne und weist auf die Website des Familienbüros hin, die viele Informationen auch zum Thema Flexibilisierung des Studiums enthält. Dennoch ver-



Foto: Johanna Grün

anschaulicht dieses Beispiel einmal mehr, wie notwendig es ist, wirklich alle Mitglieder der Uni bei den von Frau Efferenn genannten Aspekten zur Lösungsfindung zu involvieren.

Leere Spielplätze, geschlossene Kitas – wie regelt man da die Kinderbetreuung?

Während des Sommersemesters 2020 und auch im zweiten Lockdown waren Kitas geschlossen. Das bedeutet, die Kinderbetreuung fällt komplett weg. Dass es durchaus ablenkend sein kann, wenn der kleine Sohn oder die kleine Tochter im Nebenzimmer zu hören ist, ist nur allzu gut vorstellbar. Wie regelt man also die Kinderbetreuung, ohne große Abstriche beim Studium machen zu müssen? Die Antwort lautet oft: Familie! Adina ist alleinerziehend und ist daher sehr dankbar dafür, dass ihre Mutter und Großmutter in der Nähe wohnen und diese sich gerne um ihren Sohn kümmern. Und Sophie wird von ihrem Partner unterstützt, der einen großen Teil der Kinderbetreuung übernimmt. Sie weiß das sehr zu

schätzen - dennoch seien manchmal gemischte Gefühle im Spiel. Zum Beispiel dann, wenn sie, um sich besser konzentrieren zu können, sich ganze Nachmittage in die Bibliothek einbucht. Das sei natürlich auf freiwilliger Basis, doch trotzdem: „Es fühlt sich komisch an, einfach zu gehen.“ Maria erzählt uns, dass sie und ihr Mann sich die Kinderbetreuung aufteilen, sie aber auch viel auf ihr „soziales Netzwerk“ zurückgreift. „Wir haben zwei befreundete Familien, die auch studieren und Nachwuchs haben. Das sind sozusagen unsere Premium-Kontakte!“ Premium deswegen, weil sie sich die Kinder gegenseitig guten Gewissens anvertrauen können und sich so mit der Kinderbetreuung abwechseln. Das sei ein echter Vorteil. Auch Claire erhält Unterstützung von ihrem

Partner. Da er im Ausland tätig ist, fällt dieser Halt manchmal weg. Dann fragt sie ihre Eltern oder auch ihre Freund*innen um Hilfe. Doch allzu oft möchte sie diese nicht fragen, schließlich seien ihre Eltern berufstätig und die Freund*innen auch Studierende, die ihre Aufgaben zu erledigen hätten. Im Gegensatz zu Maria kennt sie keine anderen Studierenden mit Kind und fragt sich, ob es nicht eine Möglichkeit gibt online Vernetzungsmöglichkeiten zu schaffen. „Das gibt es sonst auch. Warum nicht auch online?“ Neu im zweiten Lockdown ist, dass nun auch studierende Eltern die Möglichkeit auf einen Platz in der Kita

Notbetreuung haben. Wenn sie nachweisen können, dass keine andere Betreuungsmöglichkeit vorhanden ist, können sie einen Platz beantragen. Weitere Informationen dazu sind beim Familienbüro erhältlich.

„Es wird schon gut so, auch wenn es nicht genauso läuft wie ich es geplant habe.“ Organisation und Zeitmanagement sind das A und O

Herausforderungen und Lösungen

Dass die persönlichen Kontakte wegbleiben und der Austausch mit den Kommiliton*innen wegfällt, empfinden alle vier als den wohl größten Unterschied zwischen den „normalen“ Semestern und den online Semestern. Davon abgesehen hat das Studieren von Zuhause aus aber auch seine Vorteile für sie. „Ich spare mir den

„Es wird schon gut so, auch wenn es nicht genauso läuft, wie ich es geplant habe.“

Weg nach Tübingen“, erzählt Adina, die sonst immer aus Stuttgart an die Uni gefahren ist. Dadurch kann sie die Vormittage effektiv der Uni widmen, bevor sie um 14:00 Uhr ihren Sohn von der Kita abholt. „Außerdem“, sagt Maria, „fällt auch das Vorkochen für die Uni und das Packen weg.“ Das sind zwar Kleinigkeiten, aber dennoch kann diese Zeit für Uniaufgaben verwendet werden. Claire fügt hinzu, dass sie nun auch Haushaltsarbeiten schnell zwischen den Seminaren erledigen kann, anstatt nachmittags, wenn dann ihr Sohn im Haus ist. Die Gefahr besteht natürlich, dass man sich schneller ablenken lässt



Foto: Jasmin Tran

Es gibt eine Diagnoseschwelle, die es zu überschreiten gilt, um Psychotherapie in Anspruch nehmen zu können. Jemand, der ausschließlich unter Prokrastination leidet, wird daran scheitern. Denn diese ist nicht diagnostizierbar. Stellt sich die Frage: Erhält eine betroffene Person psychotherapeutische Hilfe, leidend unter einer Krankheit, die keine ist?

und mit anderen Dingen von daheim beschäftigt. Damit effizient die Aufgaben und Seminare erledigt werden können, ist es für Sophie unerlässlich einen klaren Cut zu machen. Familienzeit und Unizeit sollten so gut es geht voneinander getrennt werden. „Die Nachmittage und Abende möchte ich Zeit für meine Familie haben“, betont sie. Das immer umzusetzen ist aber gar nicht so leicht. Für Maria ist daher die größte Herausforderung im Kopf „Zu wissen: Jetzt ist Schluss!“ Vor allem, da man als Eltern keinen Feierabend habe, sei es umso wichtiger sich immer wieder zu sagen „Es wird schon gut so, auch wenn es nicht genauso läuft wie ich es geplant habe.“ Auch im Hinblick auf den Eindruck, den man bei seiner Tochter oder seinem Sohn hinterlässt, sei es bedeutend, sich Zeit zu nehmen und Prioritäten zu setzen. „Für mich ist es ganz wichtig, dass mein Sohn weiß: ‚Wenn ich nach Hause komme ist Mama für mich da‘“, berichtet Claire. Wichtig in diesem Zusammenhang sei auch, so Adina, dass man kein schlechtes Gewissen hat, wenn man die Zeit mit seinem Kind verbringt. Für sie ist es daher essenziell, diszipliniert und durchgeplant zu sein und sich die verfügbare Zeit gut einzuteilen. Und dabei sollte man auch nicht vergessen Zeit für sich selbst einzubauen.

Mir geht es gut!

Ja, das Online-Semester ist eine neue Herausforderung. Studieren mit Kind allgemein erfordert ein hohes Maß an Organisation und Kraft. Und ja, wenn die Kinderbetreuung wegfällt, dann ist das eine extra Belastung. Und auch

wenn man nun mehr Zeit zuhause hat, bedeutet das nicht automatisch, dass man mehr Zeit mit seinem Kind verbringen kann. Trotz allem sind wir von viel Optimismus in unseren Interviews überrascht worden. Auf die Frage „Wie geht es dir?“ haben alle Frauen mit einem Lächeln auf den Lippen geantwortet. „Das Semester läuft gut und ich bin zuversichtlich, dass es auch so zu Ende geht“, meint Claire, während Maria ihre Situation als angenehm entschleunigend beschreibt. Sophie ist zwar zeitweise gestresst und Adina wird manchmal von der generellen, aktuellen Situation runtergezogen, doch auch ihnen geht es gut und sie sind zufrieden mit sich und ihrem Familienleben. Sie alle wissen: „Man muss nicht die perfekte Mutter und perfekte Studentin sein“. Und sie stimmen darüber überein, dass es ok ist - sogar nötig - seinen Perfektionismus von Zeit zu Zeit abzulegen und seine Aufmerksamkeit auf andere Dinge zu richten. „Wenn es mir zu viel ist, zeige ich meine Verletzlichkeit und meine Grenzen und such mir Hilfe. Man muss nicht alles alleine schaffen.“, rät Maria. „An erster Stelle steht das Kind, dann die eigene Gesundheit und dann das Studium.“, so Claire „Das heißt, dass man auch mal zurückstecken muss.“ Sophies Rat lautet, dass man sich nicht unterkriegen lassen solle, denn dann würde man auch diese Zeit überstehen. Oder, um es in den Worten von Frau Efferenn vom Familienbüro zu sagen: „Nicht aufgeben!“

„Man muss nicht die perfekte Mutter und perfekte Studentin sein.“



Sinem Tuncer (20)

„Offene Gespräche und ehrliche Lächeln sind das, wofür ich zur Zeit besonders dankbar bin.“

Wenn Studierende auf die Uhr blicken, erkennen sie oft: Es ist fünf vor zwölf. Die Deadline einer aufgeschobenen Verpflichtung rückt näher, der Plan, diese Frist einzuhalten dagegen in weite Ferne. Prokrastination - so schimpft sich das Aufschiebeverhalten, das durch Netflix & Co. begünstigt wird und höchstens eine Nachtschicht als Konsequenz nach sich zieht. So jedenfalls im unbeschwerten Sinne. Rund 90% der Studierenden mag „Prokrastination“ als Trendwort im Unialltag ein Schmunzeln entlocken. Den anderen 10 % hingegen, die die Universität Münster in Untersuchungen erfasst, wird nicht zum Lachen zuzumuten sein. Sie sind ernsthaft von Prokrastination betroffen und sprechen nicht von alltäglichem, sondern von pathologischem Aufschieben – das, was Prokrastination wirklich meint. Welche Ausmaße dies haben kann, verdeutlicht das Verbundprojekt ProkRASt, ein Teil der Förderinitiative des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMBF), das im Frühjahr 2020 Prokrastination als Risikofaktor für geringen Studienerfolg, Studienabbruchintention und Studienabbruch identifiziert. Demnach treiben „hätte, würde und sollte“ den ein oder anderen Studierenden bis zur Exmatrikulation. Fr. Dr. Zuzanna Tkaczynska,

Demnach treiben „hätte, würde und sollte“ den ein oder anderen Studierenden bis zur Exmatrikulation.

psychologische Psychotherapeutin der Tübinger Universitätsklinik, informiert: „Besonders schwere Fälle schaffen es nicht allein, den Teufelskreis zu durchbrechen.“ Ergo: Die gedrosselte Willenskraft Betroffener kann wohlmöglich nur durch das Zutun Anderer gestärkt werden. Bietet Psychotherapie die nötige Unterstützung? Schwierig, denn für diese ist Prokrastination alles, außer eine offiziell anerkannte Krankheit.

An Prokrastination kann niemand erkranken. Jedenfalls nicht auf dem Papier.

Führt man mit dem Finger die Liste des ICD-10 entlang, finden sich unter „P“ unter anderem Paranoide, Phobie und Panikstörung - Prokrastination ist nicht aufgeführt. Der ICD-10 ist ein international anerkanntes Klassifikationssystem, das Krankheiten in Codes verschlüsselt. Psychotherapeut*innen kommunizieren über diese Codes mit gesetzlichen und privaten

Krankenkassen, die die Behandlungskosten nach einer erfolgreichen Diagnose übernehmen. Der Kode F32 etwa macht eine depressive Episode diagnostizierbar und abrechnungsfähig. Prokrastination genießt keine solche Stellung als nicht offiziell anerkannte Krankheit. Wieso eigentlich nicht? Oder allgemein gefragt: Welche Kriterien müssen Beschwerden überhaupt erfüllen, um das Siegel „Krankheit“ zu erhalten? Hr. Dr. Marco Daniel Gulewitsch, leitender Psychotherapeut der Psychotherapeutischen Hochschulambulanz der Universität Tübingen, gibt

Was fehlt der Prokrastination, um ernst genommen zu werden?

Auskunft. Eine psychische Störung könne als solche identifiziert werden, wenn sie Leidende dauerhaft in mehreren Lebensbereichen beeinträchtigt und das so stark, dass eigene Willenskraft nicht mehr genüge, um diesen Zustand ins Positive zu verkehren. Es wiederholt sich die Frage: Inwiefern kann Prokrastination diesen Ansprüchen nicht genügen? Kann diese nicht lebensbeherrschend

sein, je nachdem wie hoch die Tragweite einer hinausgeschobenen Pflicht ist? Und ob dies schlussendlich zu einer Stilllegung von persönlichen und beruflichen Zielen ausartet? Was, wenn der akademische Bereich, angefüllt mit Prokrastination, bald überfüllt ist und auch in andere Lebensbereiche zu überschwappen droht? Was, wenn unbezahlte Rechnungen in ungeöffneten Briefumschlägen auf die Abmahnung ihres Empfängers warten oder der verwahrloste Zustand der eigenen vier Wände keiner anderen Person mehr zumutbar ist? Deutet eine solche Ausprägung im Sinne Gulewitschs nicht auf eine behandlungsbedürftige Störung hin? Ja, das tut sie. Nur wird es eben nicht die Prokrastination als eigenständige Krankheit sein, sondern vermutlich eine Depression oder eine andere verwandte Störung. Eben eine, die sich ihren Platz im ICD-10 bereits erkämpft hat, und von der sich die Prokrastination nicht klar abgrenzen lässt. Gerade diese Trennschärfe benötigt es jedoch zur Aufnahme in den ICD-10. Prokrastination fliegt demnach unter dem Radar und wird in dieser Konstellation nicht mehr sein als eine Begleiterscheinung oder Ursache, die sich vorerst nicht von ihrer Nebenrolle lösen kann. Doch muss sie das überhaupt? Wie oft kommt es vor, dass Prokrastination der alleinige Anmeldegrund zu einer psychotherapeutischen Sprechstunde ist? „Höchstselten. Eigentlich nie“, erinnert sich Gulewitsch und geht seine Patient*innenliste gedanklich durch.

Die Theorie streitet, die Praxis handelt.

Was macht man nun mit Betroffenen, die unter Prokrastination leiden, unabhängig davon, ob diese nun als

Ursache, Symptom oder eigenständige Störung vorliegt? „Ernstnehmen. Das ist einer der Grundsätze in der Psychotherapie“, spricht Hr. Dipl.-Psych. Peter Graesch mit Nachdruck aus. Seit 2011 ist er in seiner eigenen Praxis in Tübingen niedergelassen. Und was folgt auf das Ernstnehmen? Wie hervorgeht sicherlich keine Diagnose, wohl aber das, wonach wirklich verlangt wird: Hilfe.

In der Psychotherapie wird Prokrastination in Abhängigkeit zu einer im ICD-10 aufgenommenen Krankheit behandelt, indem geeignete Hilfemaßnahmen in die individuelle Therapie des Leidenden integriert werden. Doch auch fernab von Psychotherapie mag es andere Wege geben, der Prokrastination entgegenzuwirken. Gulewitsch rät: „Manchmal kann ein Gespräch in einer Beratungsstelle schon ausreichend sein.“ Denn „Prokrastination ist immer individuell“, schließt sich auch Tkasczynska an. Sie betreut das Krisentelefon gegen Corona-Angst, eine im Frühjahr eingerichtete Hotline der Universitätsklinik in Tübingen. Unterstützungs- und Entlastungsgespräche haben Anrufer, darunter auch von Prokrastination betroffene Studierende, ermutigen können, ihre eigenen Probleme zu lösen. „Wir wünschen uns, dass keiner unsere Unterstützung braucht. Gleichzeitig möchten wir jedem, der*die diese Unterstützung benötigt, entsprechend helfen.“

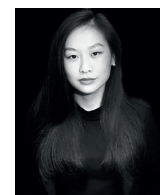
Handelt es sich weniger um pathologisches und mehr um alltägliches Aufschiebeverhalten könne die Lange Nacht der aufgeschobenen Hausarbeiten (allein der Name sagt's) Studierenden, deren wichtige Projek-

te liegen geblieben sind, als Impulsgeber dienen. Jährlich bietet das diversitätsorientierte Schreibzentrum der Universität Tübingen unter der Leitung Fr. Rosita Freis mit einem vielfältigen Beratungsangebot und einer durchgehend geöffneten Universitätsbibliothek einen Raum für das Schreiben. „In dieser Nacht entwickelt sich eine eigene Dynamik, die zu spüren ist.“ beschreibt Fr. Frei, sich in die Atmosphäre hineinlenkend. Sobald der Schreiber von seinem Platz aufblickt, bemerke er, dass er nicht nur über Twitter, sondern auch im Geiste mit tausenden zeitgleich schreibenden Studierenden anderer in- und ausländischen Hochschulen verbunden ist. Das treibe an. Während sich demzufolge Forscher der klinischen Psychologie kritisch

Fünf nach zwölf muss es nicht werden.

in der Theorie gegenüberstehen und den Gedanken Prokrastination zu einer Krankheit zu erheben entweder

verfechten oder anfechten, finden Psychotherapeut*innen und Berater*innen in der Praxis einen gemeinsamen Konsens: Jeder Belang verdient es gehört zu werden. Unabhängig vom ICD-10-Status und einem Krankensystem, das den Anschein gibt, einzig ein Kode sei Beweis für psychisches Leid und Voraussetzung für den Anspruch auf Hilfe. Studierende, die unter Prokrastination leiden, dürfen also hoffen: Fünf nach zwölf muss es nicht werden.



Jasmin Tran (20)

ist dankbar für die nach hinten verschobene Abgabefrist der Printartikel.

Studierendenleben: Was uns noch bleibt



Der leere Brechtbau, irgendwie gruselig. (Für alle Erstis: So sieht ein Unigebäude von innen aus). Foto: Ellen Lehmann

Neues Semester, neuer Lockdown. Pünktlich dazu packen die Studierenden ihre Arbeitskleidung wieder aus dem Schrank: Jogginghose und alter Hoodie. Gemütlich, so eine Vorlesung direkt im Bett. Keiner kann es mehr hören. Alle Ratgeber über effektives Arbeiten im Homeoffice und an der Uni sind geschrieben, alle haben neue Hobbys und das eigene Lieblingsbananenvortrezept. Trotzdem ist Corona noch immer Thema und omnipräsent. So auch im neuen Jahr. Wo bleibt unser Studierendenleben?

Ein Nachruf

Ja das klingt melodramatisch, überzogen und misanthropisch. Wenn sich aber sogar die Partymuffel das Clubhausfest zurückwünschen, dann ist etwas falsch. Das Zoombesäufnis mit den Kommiliton*innen und Freund*innen ist einfach nicht das gleiche. Mal schauen wie viele Bars

nach dem jetzigen Lockdown überhaupt wieder aufmachen. Kann einem aber eigentlich auch egal sein; bis sie wieder aufmachen sind sämtliche soziale Kompetenzen, die man sich seit dem Kindergarten angeeignet hat, sowieso flöten gegangen. Wie fühlt sich nochmal so eine Begrüßungsumarmung an? Woher bekomme ich ein gebatiktes Wandtuch mit Mandalamuster, damit ich in der Zoom-Vorlesung nicht auffalle? Und warum zur Hölle hat das Vorlesungsvideo schon wieder die doppelte Länge der eigentlichen Vorlesung?

Mein virtueller Goldfisch hat eine längere Aufmerksamkeitsspanne als ich. Wo war ich stehen geblieben? Wird das Sommersemester auch wieder online sein? Wie lange überlebt meine Zimmerpflanze? Und warum genau muss ich schon um acht zuhause sein? Werden die neuen Erstis jemals ein Unigebäude von innen sehen? Alle diese Fragen lassen sich im Moment nicht beantworten.

Genug vom Negativen, vielleicht gibt es ja doch ein paar Vorteile.

So traurig und trostlos wie es klingt, ist es aber nicht. Es hat auch etwas Gutes: Wir stecken hier alle gemeinsam drin. Natürlich in etwas unterschiedlicher Weise, aber wir haben auch keine andere Wahl. Also warum nicht versuchen dem ganzen irgendwas abzugewinnen (Ich habe zum Beispiel vor kurzem gelesen, man solle doch einfach Online-Bierpong spielen, wie das gehen soll wurde allerdings nicht erklärt; wenn jemand



Ein Teil von meinem Stapel der Schande. Foto: Alexander Schwab



Lilly, meine Zimmerpflanze, lebt noch. Foto: Alexander Schwab

da eine Idee hat, immer her damit!). Immerhin ist der Weg zwischen den Hörsälen wesentlich kürzer geworden. Außerdem, wer wollte nicht schon immer gerne beim Prof im Wohnzimmer sitzen während einer Vorlesung?

Mein virtueller Goldfisch hat eine längere Aufmerksamkeitsspanne als ich.

Vielleicht mal etwas ernsthafter: Gerade ist eine gute Zeit, um sich ein wenig mit sich selbst auseinanderzusetzen und auch etwas für sich zu tun. Wir haben alle den Lagerkoller und das eingepfercht sein vom Lockdown im letzten Frühling noch satt. Ja es ist schwerer was draußen zu machen in der Kälte, trotzdem ist frische Luft wichtig; Spazieren auf Abstand ist da eine gute Möglichkeit. Oder auch einen gemütlichen Glühwein unter den aktuellen Auflagen, am besten im Freien. Oder ruft mal wieder jemanden an; alte Freunde, Mitstudierende oder eure Großeltern, die werden sich sicher freuen.

Gönnt euch was. Vielleicht eine neue Tapete oder einen virtuellen Hintergrund für Zoom, ein heißes Bad; irgendwas was euch glücklich macht.

Und wenn es nur eine gute Flasche Wein (oder ein anderes leckeres Getränk mit oder auch ohne Alkohol) ist. Und dank der Premiumlizenz der Uni muss man nach 40 Minuten nicht schon wieder ein neues Meeting machen (was einem in angetrunkenem Zustand auch schwerfallen kann). Probiert doch mal was Neues aus. Ich habe mir eine Schreibmaschine gekauft (was für ein Hipster! Aber immerhin sitze ich dann nicht den ganzen Tag nur vor dem Bildschirm) und mir einen kleinen Synthesizer selbst gebaut, das hat mich davor bewahrt, verrückt zu werden (aber vermutlich meine Mitbewohner an den Rand des Wahnsinns getrieben).

Es gibt auch viele andere Angebote. Endlich kann man mal an Vorlesungen, Vorträgen oder anderen Veranstaltungen in aller Welt teilhaben, ohne direkt einen teuren Flug buchen zu müssen. Auch kann man endlich die Stapel der Schande abarbeiten; egal ob Bücher, Computerspiele oder andere Sachen, die man die ganze Zeit schon machen wollte, aber nie gemacht hat. Und auch das kulturelle Angebot kann man jetzt viel besser ausschöpfen.

Ideal ist das nicht und es kommt auch nicht an das Tübinger Nacht- und Studierendenleben ran, aber besser als nichts ist es allemal.

Und jetzt mal zu den ganz ernsthaften Themen:

Achtet auf eure Gesundheit, sowohl physisch als auch psychisch. Frische Luft hilft, oder Sport, am besten Ausdauersport, irgendwas Anstrengendes das auch Spaß macht. Sozialer Kontakt ist auch wichtig und da reicht es nicht, nur regelmäßig eine Textnachricht zu verschicken. Gerade in der dunklen Jahreszeit ist Sonnenlicht auch sehr wichtig. Was auch hilft, ist natürlich ein geregelter Tagesablauf. Wenn ihr Probleme zuhause habt oder euch einsam fühlt, dann macht was dagegen! Redet darüber, viele haben es gerade schwer und vielleicht ist es zusammen ja ein bisschen leichter. Wenn es euch schwer fällt mit anderen darüber zu reden, gibt es auch professionelle Hilfe.

Hier zum Beispiel die Nummer für die Nightline Tübingen: 07071 8895440. Auch das Studierendenwerk bietet eine psychotherapeutische Beratung an: 07071 253960.

Viel ist nicht geblieben von dem Studierendenleben. Keine Partys, keine soziale Interaktion, keine Präsenzlehre. Alle sitzen isoliert zuhause und arbeiten so vor sich hin. Aber wir lassen uns davon nicht unterkriegen, also Kopf hoch. 2021 kann ja nur besser werden!



Alexander Schwab (23)

ist dankbar dafür, auch mal nach acht draußen gewesen zu sein.

„Unsere Arbeit und unsere Opfer sollen einfach geschätzt werden.“

Das Schaf, der Bär und der Leuchtturm - S.50

Das Schaf, der Bär und der Leuchtturm



Das Faros. Foto: Dimitris Katsaras

Kurz nach Beginn des zweiten Lock-downs verabredet sich die Kupferblau zu einem Telefoninterview mit Dimitris Katsaras. Der Mann hinter dem Schwarzen Schaf, Bären und Faros berichtet von seinen ersten gastronomischen Schritten und von den Schwierigkeiten während der Pandemie.

Kupferblau: Das Faros, der Bären und das schwarze Schaf gehören zusammen. Wer genau steckt denn hinter diesen drei sehr erfolgreichen Betrieben?

Dimi: Wir sind vier Jugendfreunde, die verschieden viel in die einzelnen Projekte involviert sind. Jan, Marko und ich; mittlerweile ist Thomas auch ein bisschen mehr involviert. Wir sind gemeinsam in Tübingen aufgewachsen und kennen uns seit wir ungefähr 14 sind.

Kupferblau: Habt ihr Ausbildungen im Gastronomiebereich absolviert oder wie kam das Ganze zu Stande?

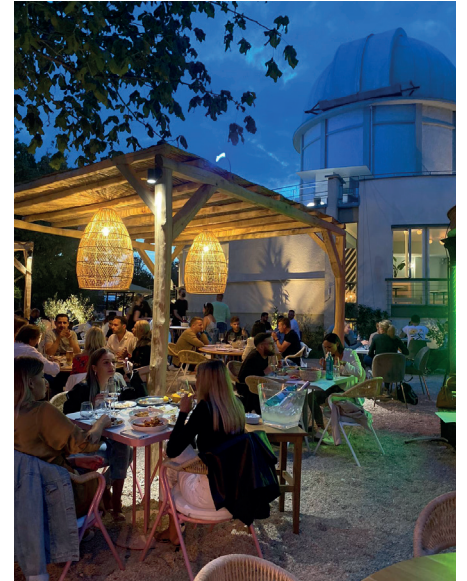
Dimi: Mein Vater hat das Art Café und das alte Faros auf dem WHO betrieben. Die Jungs haben damals auch da oben gewohnt, so haben wir uns dann eben kennengelernt. Durch meinen Vater hatte ich eben diesen gastronomischen Background, mein Ziel war's aber eigentlich nie wirklich selbst in die Gastro zu gehen. Ich habe Wirtschaft studiert und sogar meinen Master angefangen, den ich dann aber abgebrochen habe, um das Schwarze Schaf aufzumachen. Das war aber mehr Zufall.

Kupferblau: Welches Lokal war denn das erste, das ihr aufgemacht habt?

Dimi: Ich habe in Griechenland studiert, und bin nach Deutschland gekommen, um mich hier nach einem Master umzusehen. Mein Vater hatte damals ein Lokal in der Herrenbergerstraße. Das Lokal hatten wir 2013 ein bisschen umgebaut und im Sommer für vier bis fünf Monate als Studentenbar eröffnet, eigentlich ein ähnliches Konzept wie das Schwarze Schaf jetzt. Die Nachbarn waren damals nicht so begeistert, deswegen ging das auch nicht so lange. Für mich war das nur ein Spaßprojekt, ich habe dann meinen Master angefangen bis 2015 die Location vom heutigen Schwarzen Schaf frei wurde.

„Wie soll ich denn entspannen, wenn ich weiß, dass meine Mitarbeiter mit drei Kindern daheimsitzen und nur 60% von ihrem Lohn kriegen?“

Weil mir das Projekt in der Herrenbergerstraße damals so viel Spaß gemacht hatte, brach ich dann meinen Master ab, machte das Schaf auf und beschloss eben doch in die Gastro zu gehen. Ein Jahr später kam dann der Bären dazu. Die Idee hierfür kam uns beim gemütlichen Zusammensitzen in einer Besenwirtschaft. Das Konzept hat uns gefallen; wir wollten das Ganze aber ganzjährlich aufziehen. Den Bären haben wir zu einem guten



Der Garten im Faros. Foto: Dimitris Katsaras

Zeitpunkt aufgemacht, weil plötzlich generell mehr in der Altstadt ging und wir diesen Hype so ein bisschen mitnehmen konnten. 2019 haben wir dann das Faros in der Sternwarte eröffnet.

Kupferblau: In Stuttgart gibt es ja auch noch einen Bären. Wie hängen diese beiden Locations miteinander zusammen?

Dimi: Wir, hier in Tübingen, sind der Franchisegeber für den Laden in Stuttgart. Wir haben beim Interior Design unsere Finger im Spiel, wir haben dasselbe Logo, Konzept und dieselben Rezepte, und wir schulen die Mitarbeiter vor Ort. Ein Teilhaber des Stuttgarter Lokals ist ein Bekannter von mir, der von dem Tübinger Konzept so begeistert war, dass er in Stuttgart diese Location gefunden und nach Absprache mit uns dann den zweiten Bären dort aufgemacht hat. Wir haben so was wie eine Corporate Identity, aber beide Läden bieten

genug Raum für eigenen, kreativen Input. Bevor wir das Faros aufgemacht hatten, wägen wir erstmal ab, ob so ein Konzept auch in einer Stadt wie Heidelberg oder Freiburg funktionieren könnte. Die Eröffnung vom Faros und Corona haben uns dann einen Strich durch die Rechnung gemacht, aber ich bin vom Konzept des Bären einfach überzeugt. Das In-Die-Mitte-Stellen des Essens, was der Schwabe ja eigentlich nicht macht, ist eigentlich eine griechische Tradition. In großen Gruppen teilen wir unseren Wein, das Essen und die Rechnung. Diese griechische Tradition mit schwäbischem Essen kann, glaube ich, vor allem in Studentenstädten sehr gut funktionieren.

Kupferblau: Im Faros findet man hingegen authentisch griechisches Essen, was hier in der Gegend relativ selten ist. Das Konzept scheint aufzugehen, bei euch ist immer viel los.

Dimi: Wir wollten eben mal was anderes sein als Tiefkühlpommes und Gyros mit Zwiebeln. Das schmeckt natürlich auch, deswegen haben wir zu Corona-Zeiten dann auch das Yellow Donkey, unseren Imbiss aufgemacht. Eigentlich war die Imbisshütte als Zapfstation mit Selbstbedienung wie in einem Biergarten geplant. Dann kam Corona um die Ecke, und wir dachten uns, es wäre auch cool, wenn wir Essen ausliefern, aber eben nicht das Essen aus dem Restaurant, sondern Pita Gyros und Co. Die Firmen um uns herum haben das super angenommen. Die Leute fangen langsam an zu verstehen, dass man sich Es-

sen teilen kann und dass wir Griechen nicht immer nur Tiefkühlpommes und Akropolisplatten oder so anbieten. Es ist cool zu sehen, dass unsere Gäste das Konzept annehmen.

Kupferblau: Ihr habt euch mittlerweile ein ganz gutes Netzwerk mit euren Tübinger Lokalen aufgebaut. Wie viele Leute beschäftigt ihr denn ca. in den drei Läden und wie kommt das Personal mit der aktuellen Lage zurecht?

„Mach doch bisschen Musik, ist doch nicht so schlimm“

Dimi: Momentan geht es drunter und drüber. Im Februar 2019 hatten wir eine Weihnachtsfeier für alle Betriebe, da waren wir ungefähr 120 Leute. Damals stand das Faros aber noch in seinen Startlöchern. In der Regel haben wir 20-25 Festangestellte in jedem Betrieb, plus 80 Minijobber. Die Festangestellten kriegen derzeit Kurzarbeitergeld; 67 %, wenn man Familie hat. Wenn man ein bisschen darüber nachdenkt, ist das nicht wirklich viel. Das vielleicht sogar größere Sorgenkind, in wahrscheinlich allen Gastrobetrieben, sind aber die Minijobber. Den studentischen Aushilfskräften hilft gerade niemand. Meine Leute bewerben sich bei sämtlichen Supermarktketten und es passiert nichts. Das ist nicht einfach in Tübingen. Für uns ist das natürlich hart; auf der einen Seite willst du als Betreiber Geld sparen, auf der anderen Seite willst du deinen Mitarbeitern die Möglichkeit geben, zu arbeiten und Geld zu verdienen. Dieser Spagat war sehr schwierig für uns alle.

Kupferblau: Die Stadt ist der Gastronomie beim Thema Außenbestuhlung entgegengekommen, oder?

Dimi: Tübingen war da relativ tolerant, das stimmt. Auf dem Papier sind extra Bestuhlungen, wie diesen Sommer vor dem Schaf die Pflerhofstraße hoch, genehmigungspflichtig, das ist diesen Sommer nicht passiert. Bei einem Treffen mit Boris Palmer hat er uns nur von positivem Feedback berichten können, die Leute würden sich wie in Italien fühlen, wenn sie durch die Gassen Tübingens schlendern. Der Bürgermeister hat uns sogar fast schon zugesichert, dass das Genehmigen von Außenbestuhlung in den nächsten Jahren etwas einfacher vonstattengehen wird. Diesen Sommer hat uns die ausgedehnte Bestuhlung geholfen, die Verluste und laufenden Kosten zu decken.

Kupferblau: Im Sommer hattet ihr viel Betrieb. Hat das gereicht, um wirtschaftlich arbeiten zu können oder musstet ihr rote Zahlen schreiben?

Dimi: Das ist eine bunte Mischung in unseren Betrieben. Das Faros konnte sich ein Polster für den Winter erarbeiten, was aber auch bitter nötig war, da wir als gesonderte GmbH laufen und neue Betriebe nicht kreditfähig sind. Darlehen, wie für die anderen Betriebe waren hier also keine Option. Der Bären war ein bisschen die goldene Mitte; die Kosten für Mai und April konnten gedeckt werden und ein kleineres Polster für den Winter konnte man auch erwirtschaften. So ein bisschen eine Null-Nummer. Im Juni und

Juli lief es im Schaf durch die ganzen Einschränkungen sehr schlecht; die Leute sind nach der Außenbewirtschaftung nicht ins Lokal reingekommen, sondern sind Richtung Stiftskirche weitergezogen, die Personal- und Mietkosten hatten wir trotzdem. Da hat es ein paar Monate gebraucht, das Ganze ein bisschen zu stabilisieren. Durch das Club-Konzept des Schafs haben wir seit 9 Monaten Betriebsverbot, wir haben uns natürlich angepasst, aber mit Kaffee für zwei Euro zahlt sich die Miete schlecht. Wir mussten uns neue Sachen einfällen lassen, um ein bisschen Umsatz zu generieren.

Kupferblau: Das neue Konzept wurde trotzdem gut angenommen, die Tübinger waren generell froh, überhaupt noch irgendwas draußen unternehmen zu können.



Gemütlich wird's im Bären. Foto: Dimitris Katsaras



Das Schwarze Schaf. Foto: Dimitris Katsaras

Dimi: Ja klar, haben wir ja auch gerne gemacht. Trotzdem gab es auch ein paar Leute, die das mit Corona nicht so auf die Reihe bekommen haben und dachten, im Schaf könnte man ganz normal feiern gehen. Dann mussten wir auch noch Polizei spielen und denen sagen „Setz dich hin, zieh deine Maske auf und halte den Abstand ein!“ das war schon auch anstrengend. Oft kamen Sätze wie „Mach doch bisschen Musik, ist doch nicht so schlimm“, und dann bist du der Buhmann, obwohl du der letzte bist, der diese Einschränkungen haben möchte.

Man kann natürlich viel an der Politik und an dem Corona-Handling kritisieren, aber die Sperrstunde um 23 Uhr hat schon Sinn gemacht. So spät geht's nochmal ganz anders ab.

Kupferblau: Mit der Neueröffnung vom Faros und den anderen zwei Läden hattest du im Sommer ordentlich zu tun und hattest kaum Zeit zu entspannen. Genießt du die ruhige Zeit jetzt auch ein bisschen?

Dimi: Ich weiß, dass ich in den nächsten 20 Jahren wahrscheinlich nie wieder so viel zu Hause sitzen und Netflix schauen kann. Trotzdem verspüre ich die ganze Zeit so ein Gewicht auf meinen Schultern. Ich denke oft an meine Mitarbeiter und kann nicht wirklich entspannen. Wie soll ich denn entspannen, wenn ich weiß, dass meine Mitarbeiter mit drei Kindern daheimsitzen und nur 60 % von ihrem Lohn kriegen? Die Gastronomie lebt ja auch vom Trinkgeld. Das fällt gerade komplett weg; das sind nochmal fast 25% von deinem Lohn, die gerade wegfallen. Die Unsicherheit, wie es weitergeht macht einem echt zu schaffen. Ich glaube die Gastronomiebetriebe waren noch nie so sauber, so aufgeräumt wie jetzt. Es wird neu ge-

strichen, umgestellt, wieder zurückgestellt und so weiter. Es gibt schon immer was zu tun. Man hat gerade mehr Freizeit, kann damit aber nicht wirklich was anfangen. In anderen Ländern, zum Beispiel Griechenland, sieht es gerade noch sehr viel schlechter aus. Wir sollten froh sein, dass wir hier zumindest die Kurzarbeit haben. Schlimmer geht immer, aber in so einem Vorzeigestaat wie Deutschland, in dem man seit Jahren Steuern zahlt, kann man ein bisschen mehr Hilfe erwarten finde ich.

Kupferblau: Habt ihr denn schon irgendwelche Pläne für die Zukunft?

Dimi: Das Überstehen der Pandemie hat natürlich oberste Priorität. Ein gesunder Start in die Normalität wird gar nicht so einfach. Dieses Starten und Stoppen in den letzten Wochen war wirklich schwierig, weil so keine Routine entsteht. Sobald wir das geschafft haben, können wir uns auch wieder auf neue Projekte konzentrieren. Wir sind ein junges, ehrgeiziges Team und lieben es einfach, neue Sachen auszuprobieren und unseren Gästen neue Konzepte vor die Nase zu setzen. Zu sehen, wie ein Laden anläuft und wie das Ganze aufgenommen wird, ist das schönste Gefühl. Das verläuft sich im Alltagsgeschäft immer ein bisschen; deswegen lieben wir es, immer wieder neue Sachen auszuprobieren. Mal abgesehen von einem weiteren Bären, würde ich gerne mal was in einer größeren Stadt, wie Stuttgart, probieren. Tübingen scheint ganz guten Input für Stuttgart zu geben. In Stuttgart funktionieren

das Ribi, der Bären und die Dönastie auch schon. Ich finde das ist ein cooles Zeichen für uns Tübinger Gastronomen. Einen poppigen Griechen wie das Faros, könnte ich mir in Stuttgart schon auch vorstellen. Jetzt gerade freue ich mich einfach riesig darauf, wenn's wieder losgeht, weiter denke ich noch nicht wirklich.

Kupferblau: Wie stehst du denn zur aktuellen Lage, dass die Gastronomie gerade das „Opferlamm“ für den Rest der Gesellschaft ist?

Dimi: Ich verspüre gemischte Gefühle. Wenn man die Fakten und Zahlen betrachtet, fällt einem auf, dass die Gastronomie nur für 5 % aller nachgewiesenen Infektionsfälle verantwortlich ist. Natürlich ist es scheiße, wenn sich dann zwei Leute in einem Friseursalon infizieren, und daraus schnell fünf und dann 20 werden. Für mich macht es auch keinen Sinn einen Friseursalon offen zu halten; ich will natürlich keinem das Arbeiten verbieten, aber wir Gastronomen ärgern uns eben über jede unnötige Infizierung, die irgendwo anders passiert, weil das kontraproduktiv für uns ist. Wir warten darauf, dass die Zahlen fallen, damit wir wieder normal arbeiten können und die Leute stecken sich ständig wo anders an. So fangen die verschiedenen Teile der Gesellschaft an, untereinander zu streiten und sich ungerecht behandelt zu fühlen. Ich habe das schon ein bisschen als Symbolpolitik empfunden. Warum müssen wir schließen, wenn wir nur für 5% der Fälle verantwortlich sind? Die Politik muss was machen, traut

sich aber nicht, die Wirtschaft runterzufahren oder die Schulen zu schließen, sondern schließt lieber die Gastronomie. Immerhin wird uns jetzt finanziell ein bisschen mehr geholfen. Über Clubs wird gar nicht geredet, die kanns nicht geben, die darfs nicht geben. Im Schaf hatten wir das Glück, dass wir ein Café draus machen konnten, aber 90 % der Clubs befinden sich in Industriegebieten, die können nicht einfach zu Cafés werden. Und die haben jetzt seit 9 Monaten zu.

Kupferblau: Hast du noch einen Appell an die Gesellschaft?

Dimi: Unsere Arbeit und unsere Opfer sollen einfach geschätzt werden. Wir haben im Sommer viel Geld in Plexiglas Trennwände investiert und alles getan, um regelkonform arbeiten zu können, und jetzt mussten wir unsere Türen schon wieder schließen. Mir ist wichtig, dass die Leute einfach wertschätzen, was die Gastronomie in der Pandemie alles durchmachen musste, nicht für uns selbst, sondern auch für die Gesellschaft.



Rafael Keroglou (24)

ist dankbar für Bier und Liebe.

Kultur im Katastrophenmodus

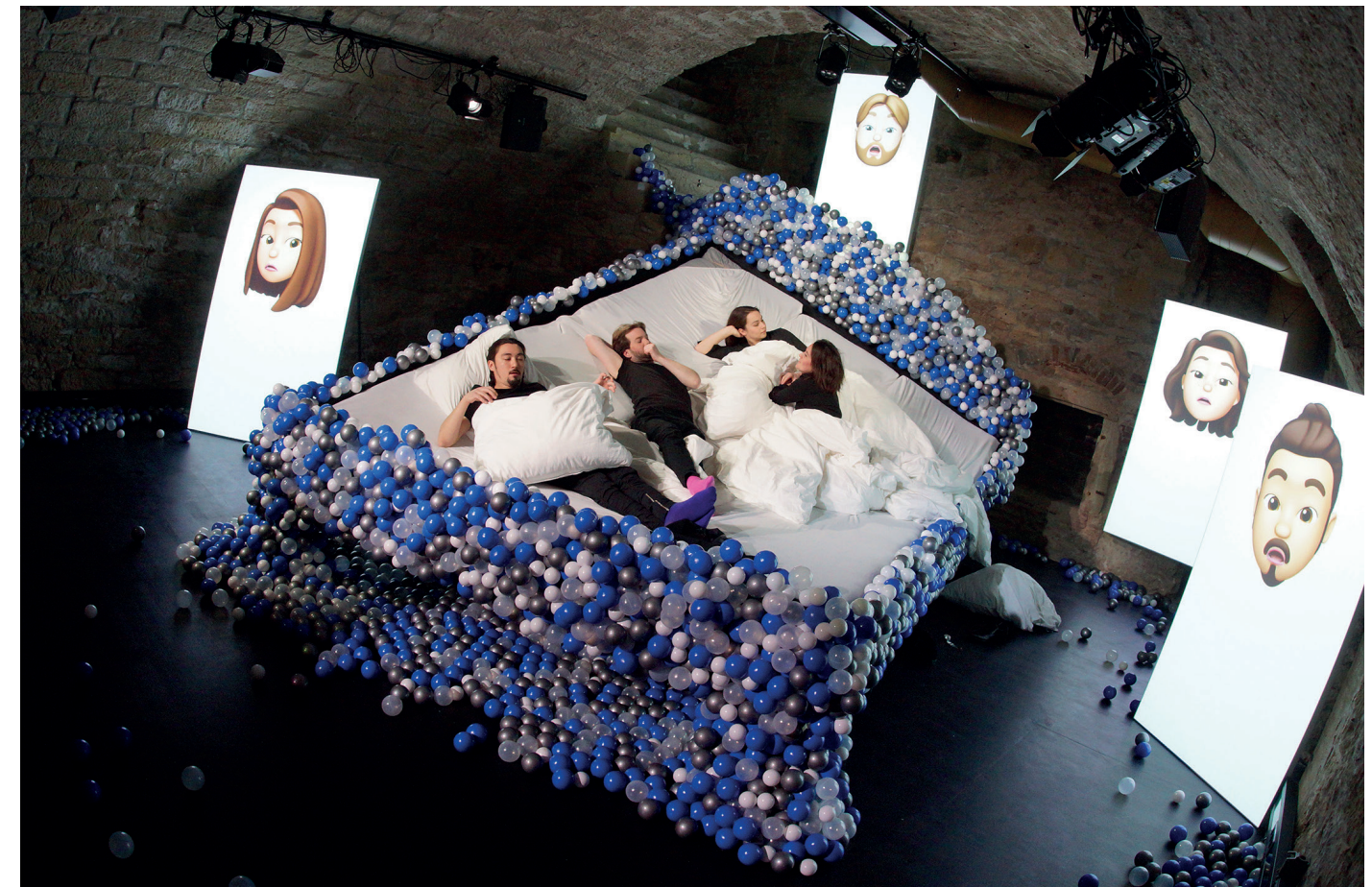


Foto: Alexander Gonschior

ÄSTHETISCH MUTIG VORWÄRTS: KREATIVES CORONA-THEATER

Im Gespräch treffe ich Ilja Mirsky, den Dramaturgen des ITZ, der mit mir über den kreativen Umgang mit der Krise spricht, über die Zukunft und Digitalisierung des Theaters, über Möglichkeiten, Chancen und Gefahren, und über die Frage nach dem Wert der Kunst. Wie kann Theater ohne Ansteckungsrisiko aussehen? Gibt es noch andere Möglichkeiten als Online-Theater? Kann man die Pandemie auch als Chance für eine vielversprechende Digitalisierung sehen – und was sind ihre Gefahren? Werden die Menschen das Theater vergessen, oder merken

sie erst durch seine Abwesenheit, wie sehr es zur Gesellschaft beiträgt? Und wenn es so viel zur Gesellschaft beiträgt, ist es dann eigentlich systemrelevant?

Das ITZ ist ein Theater, das sowohl inhaltlich als auch methodisch Neues wagt. Es begreift es als Teil seines Programms, die Zukunft theatraler Darstellungen zu erforschen. Es war zu erwarten, dass ein solches Theater im Umgang mit der Pandemie nicht auf der Stelle treten oder sehnsüchtig in die Vergangenheit blicken würde. Dass es die Krise nutzen würde, um neue Dinge auszuprobieren. Seit dem Jahre 2018 heißt das Stadttheater Tübingens „Institut für Thea-

trale Zukunftsforschung“. Es behandelt gesellschaftspolitische, aktuelle Themen. Es fragt sich, was die Menschen heute beschäftigt, anstatt zum tausendsten Mal aufzuführen, was vor vielen Jahren eine fiktionale Julia zu einem fiktionalen Romeo gesagt hat. Es wendet andere Formen des Theaters an. Die Schauspieler*innen performen und schreiben ihre Texte teilweise selbst, anstatt eine fremde und vorgegebene Rolle zu spielen, die nichts mit ihrer eigenen Lebenswelt zu tun hat.

In einem Beitrag für ein Buchprojekt über Corona und Kreativität mit dem Namen „Echoräume des Schocks“ schreiben die beiden Intendanten des ITZ, Dieter und Peer Mia Ripberger,

selbst, was für sie auf dem Programm steht: „Für das Theater kann es nur eine Richtung geben: ästhetisch mutig vorwärts.“ Und tatsächlich: Das ITZ hat unkonventionelle Wege gefunden, trotz der Einschränkungen aktiv zu bleiben, es hat Projekte auf die Beine gestellt, die begeistert haben.

Von Ilja Mirsky lasse ich mir auf der Terrasse des Zimmertheaters davon erzählen, mit Blick auf die wenig belebte Neckarinsel und belauscht von einem dritten, erstaunlicherweise legalen Gesprächspartner: dem längst begonnenen Herbst, der die Infektionszahlen in die Höhe getrieben und den Staat zur erneuten Schließung der Theater gezwungen hat.

EIN AUDIO-WALK MIT DEM TOD

Es ist Freitag, der 13. im November, und am Freitag, dem 13. im März, dem ersten Tag des ersten Lockdowns, bereitete sich das Schauspiel-Team mittags noch darauf vor, abends aufzuführen. Die Aufführung entfiel, so wie viele weitere in den nächsten Monaten. „Während andere Theater sofort mit dem Streaming von Veranstaltungen angefangen haben, Videos online gestellt haben, haben wir erst mal einfach nichts gemacht, erst mal überlegt, geguckt: Was könnten wir denn machen? Was interessiert uns vor allem ästhetisch? Für uns war es wichtig, dass wir, wenn wir etwas machen, das auf höchstem Niveau machen, und alle vollkommen dahinter stehen. Dass wir nicht einfach irgendwas machen, um zu zeigen: Wir sind noch da. Vergesst uns bitte nicht.“



Foto: Alexander Gonschior

Das erste Produkt dieser bedachten kreativen Experimente, die schon bald von großer Motivation und Schaffenslust geprägt waren, war „Freund Hein. Ein Audio-Walk mit dem Tod“ von der Berliner Autorin Hannah Zufall.

Das Stück, das die Verdrängung des Todes aus unserer heutigen Lebenswelt zum Thema hatte, war sowieso an verschiedenen Orten in Tübingen geplant gewesen: Ein Stocherkahn-Fahrt wäre Teil des Programms gewesen, eine Station in der Pathologie und in der Friedhofskapelle hätte es gegeben. Letztendlich konnte das Publikum all diese Orte auf einem Spaziergang durch die Stadt allein besuchen – mit den Stimmen der Schauspieler*innen im Ohr, welche verschiedene Rollen verkörperten – eine Blume, eine Medizinerin, Freund

„Theater muss live sein, Theater muss gemeinsam erlebbar sein, Theater muss provozieren.“

Hein, den Tod selbst - und sein weibliches Pendant, die Tödin. Man konnte sein eigenes Handy und Kopfhörer mitbringen, sich eine App

herunterladen, die Ilja programmiert hatte, und von behutsamen, intensiven oder sanften Stimmen und Geschichten durch die Stadt geleitet werden.

ALLEIN WEINEN

„Der Audio-Walk ‚Freund Hein‘ des Tübinger Zimmertheaters ist großes Kopfkino, dessen Szenen machen einen mal ängstlich, mal einsam unter Menschen. Man grinst auch mal, man gruselt sich - oder ist gerührt. Unmittelbar danach ist es schwer vorstellbar, dass ein konventionelles Theaterstück ebenso intensiv wirkt“, schreibt Bertram Schwarz vom SWR. Ich kann ihm dabei nur zustimmen: Am Ende des Audiowalks, als ich auf dem Friedhof sitze, breche ich in Tränen aus. Der Audio-Walk hat mich dazu gebracht, über Dinge nachzudenken, die ich seit meiner Kindheit tief in mir vergraben habe. Er hat Ängste wachgerufen, er hat die Frage nach dem Sinn des Lebens gestellt, er hat diesen grundlegend angezweifelt. Ja, auch ich kann mir nur schwer vorstellen, in einem Theater zu sitzen, umgeben von Menschen, und über den Sinn des Lebens zu schluchzen. Dabei haben, zumindest für mich, bisher fast alle

Stücke des ITZ die Frage nach dem Sinn des Lebens gestellt.

Der Unterschied ist, dass man bei so einem Audio-Walk allein ist. Man ist allein mit der Umgebung, mit den Stimmen im Ohr und mit seinen Gedanken. Man kann hemmungsloser weinen, wenn man nicht von fremden Menschen umgeben ist. Man kann tiefer in sich gehen. Andererseits: Kann man das während der Corona-Isolation nicht sowieso schon die ganze Zeit? Haben wir nicht auch mal genug vom Allein-Sein?

Ein konventionelles Theaterstück gibt uns etwas, das uns ein solcher Audio-Walk nicht geben kann: Es gibt uns Gemeinschaft, es gibt uns Konfrontation, es gibt uns die Nähe zu Fremden, welche viele junge Leute nun erst durch ihre Abwesenheit zu schätzen gelernt haben mögen.

„Ohne Theater gäbe es die Gesellschaft, in der wir leben, in dieser Weise nicht.“

AUSTAUSCH IN DER GEMEINSCHAFT - JETZT.

Auf der Terrasse des ITZ begegnen sich normalerweise nach den Theaterstücken Menschen, die zu einem Getränk das eben Gesehene diskutieren, sich austauschen, gemeinsam interpretieren. Hier treffen sich mittags Menschen zum Kaffeetrinken. Nun ist die Terrasse leer – nur Ilja und ich sitzen uns gegenüber. Er erzählt mir, was für ihn der Wert des Theaters ist.



Foto: Alexander Gonschior

Warum braucht man Theater noch, wenn man doch schon Filme hat?

„Theater lebt erst mal von diesem Gemeinschaftsgefühl, von dem gemeinsamen Erleben, von dieser Ko-Präsenz im Zuschauerraum. Im Gegensatz zum Film hat man auch echte Menschen auf der Bühne, die danach in den Austausch treten können mit dem Publikum. Theater muss live sein, Theater muss gemeinsam erlebbar sein, Theater muss provozieren, und vor allem muss es durch Provokation zur Diskussion über Kunst einladen. Natürlich können das Filme auch, aber dadurch, dass Theater immer wieder neu aufgeführt wird und jedes Mal ein einzigartiges Erlebnis bietet, lädt es Menschen dazu ein, mehr darüber zu diskutieren, weil man sich versammeln muss, um etwas gemeinsam zu erleben. Man konsumiert nicht passiv, sondern wird gemeinsam zum Mitmachen, Mitdenken, Mitdiskutieren eingeladen. Theater gibt es schon seit mehreren tausend Jahren, und immer noch kommen Menschen zusammen, um gemeinsam Theater zu gucken.“

Gemeinschaft, Aktualität und Diskussion – die Grundpfeiler des Theaters. Die Unterschiede zum Film. Durch diese Grundpfeiler erlangt das Theater seinen Wert, seine Daseinsberechtigung. Und doch ist Ilja überzeugt, dass das Theater sich durch die Digitalisierung verändern wird, und verändern muss. Es kann sich dem Wandel nicht entgegenstellen. Es muss auch die jungen Leute ansprechen, wenn es nicht nur eine alte Elite bedienen will, die irgendwann nicht mehr da sein wird.

Worin kann diese Digitalisierung des Theaters bestehen, wenn nicht darin, dass Videos von den Aufführungen gestreamt und online gestellt, dass also quasi Filme produziert werden?

NEUE SEHGEWOHNHEITEN

„Ich glaube nicht, dass Theater-Streams nach Corona noch so viel angeschaut werden wie jetzt, das ist meine persönliche Meinung. Warum sollte man sich einen Stream anschauen, wenn man auch ins Theater gehen kann? Wir als Theater können nicht so professionell produzieren, wir ha-

ben dazu nicht die Ausstattung, und das ist auch nicht unser Fokus. Ich glaube nicht, dass es darum geht, vor dem Fernseher oder vor dem Computer Sachen anzuschauen, sondern ich glaube, es geht viel mehr um Interaktionselemente, die durch digitale Medien eingebunden und automatisiert werden können.

Die große Frage, die sich gerade alle Theater stellen, ist: Wie kann man neue Sehgewohnheiten erschaffen, ohne die alten komplett über den Haufen zu werfen? Wie kann man digitale Medien benutzen, um Theatererlebnisse zu erzeugen?“

„Ich sehe großes Potenzial in Virtual Reality, und auch in Augmented Reality.“, erklärt Ilja weiter. „Das bedeutet, dass man virtuelle Inhalte über Brillen



Foto: Alexander Gonschior

in die Realität eingeblendet bekommt. So entstand die Produktion Vreedom. Da hatten wir bei uns im Zimmertheater für drei Personen gleichzeitig auf unserem Lastenfahrzeug eine VR-Erfahrung aufgebaut, die man als Theaterinszenierung erleben konnte. Man ist runtergekommen, auf die Bühne gegangen, hat die Brille aufgesetzt, war dann fünfzehn, zwanzig Minuten drin, mit zwei anderen Personen, und danach konnte man sich hierhin setzen und darüber austauschen, was man gesehen hat, und das war sehr, sehr spannend, ein großer Erfolg. Ich glaube, das Thema Digitalisierung ist generell ein großes Experiment, bei dem sich die Kulturinstitutionen in den letzten Jahrzehnten sehr stark zurückgehalten haben – und jetzt fangen auf einmal alle an.“



Foto: Alexander Gonschior

GELD UND VERGESSEN

In der Digitalisierung der Kunst sieht Ilja eine große Chance. Bestimmt hat die Corona-Situation den Horizont in dieser Hinsicht erweitert, sowohl den der Theater, wie auch den des Publikums. „Die Technologie könnte außerdem eine Möglichkeit darstellen, Menschen für Kultur zu begeistern, die bisher nicht so viele Überschneidungspunkte damit hatten. Technische Spielereien im kulturellen Setting können aufregend und spannend sein.“ Bisher haben wir viel über Chancen gesprochen. Als Ilja auf einmal beginnt, von den Gefahren zu reden, bin ich überrascht, da er davor so positiv geklungen hat.

„Das ist natürlich alles nicht so einfach. Ich glaube, dass, wenn die Digitalisierung auf eine kreative Weise stattfindet, durch künstliche Intelligenz, Virtual Reality, Robotik, all diese neuen Möglichkeiten von Mensch-Maschine-Interaktion, bei denen es bisher einzelne Pionier-Projekte gibt, dass dann auch eine große Offenheit ihnen gegenüber da sein wird. Gleichzeitig ist es so, dass man im Kulturbetrieb sehr wenig Geld für Digitalisierungsprojekte hat, das ist eigentlich das größte Problem. Das große Fragezeichen ist im Moment ja sowieso die Finanzierung. Alle Einrichtungen, die durch öffentliche Steuergelder finanziert werden, Theater, Turnhallen, Schwimmbäder, Museen, teilen sich ähnliche Töpfe im politischen Haushalt, weil das alles unter Unterhaltung oder kulturelle Einrichtungen zusammengefasst wird. Die Frage ist: Wie viel Geld wird es dann noch fürs

Theater geben, wenn wir erst mal alle sparen müssen?

Je nachdem wie lange die Pandemie dauert, besteht natürlich auch das Risiko darin, dass wir die Relevanz von Theater vergessen, wenn diese länger geschlossen bleiben müssen. Wozu braucht man ein Theater, wenn man ein Jahr lang ohne Theater leben konnte? Da könnte man ja im Kulturbereich viel Geld einsparen! Dabei ist es nicht mal so viel Geld, das die Theater bekommen, im Vergleich zu anderen Bereichen wie Verkehrswesen oder Straßenbau, die die Wirtschaft beflügeln.“

Ein Jahr ohne Theater. Was macht das mit uns? Bemerken wir, dass wir auch ganz gut ohne Theater können – und können wir das? Oder bewirkt es das Gegenteil? Macht es uns wieder richtig Lust auf Theater, auf Begegnung, darauf, aus dem Haus zu kommen? Auf einen öffentlichen Ort wie das ITZ, an dem jeder und jede willkommen ist?

DIE FALSCHЕ FRAGE

Können wir ohne Theater? Und wenn nein, ist Kunst dann systemrelevant?



Foto: Ken Werner

„Systemrelevanz ist so ein großer Begriff. Ich glaube nicht, dass Theater systemrelevant ist. Es gibt viele Systeme, in denen Theater marginalisiert werden. Ich glaube, dass Pflege, Gesundheitsversorgung und öffentliche Sicherheit beispielsweise systemrelevant sind. Theater ist eben eine Grundvoraussetzung für ein soziales Miteinander, für Austausch und Reflektion, es ist ein wichtiger Bestandteil des Systems. Ohne Theater gäbe es die Gesellschaft, in der wir leben, in dieser Weise nicht. Und wenn wir zu ihr zurückwollen, brauchen wir Theater.“

Man kann Systemrelevanz auch ganz unterschiedlich definieren. Theater haben vielleicht eher eine metaphysische als eine materielle Systemrelevanz. Die Diskussion, ob Kunst systemrelevant ist, ist in meinen Augen gar nicht zielführend. Viel eher müssen wir uns fragen: Was für ein System wollen wir? Ich sehe unsere Gesellschaft eher als Netz aus verschiedenen Institutionen und Akteur*innen, weniger als einen Turm, der in sich zusammenfällt, sobald man einen Baustein wegnimmt.“

Eine der Fragen, die ich mir gestellt habe, bevor ich diesen Artikel schrieb war:

Worin besteht eigentlich diese Diskussion über Kunst und Kultur, von der alle sagen, dass wir sie nun führen müssen? Was sind ihre Gegenstände?

Nach dem Gespräch mit Ilja wurde mir klar, dass wir beide genau diese Diskussion geführt hatten. Eine

Diskussion über die Bedeutung, die Kunst für unser System hat, über die Zukunft der Digitalisierung, über das, was die analoge Kunst von der digitalen abhebt, und über mögliche hybride Formen. Corona hat der Digitalisierung Türen geöffnet, Corona hat uns mit der Nase auf das, was schon lange Teil unserer Welt ist, gestoßen, und Corona hat Risiken mit sich gebracht. Über all das sollten wir eine Diskussion führen und tun es in unserer Artikel-Reihe „Kultur im Katastrophenmodus“, die man auf kupferblau.de lesen kann.



Hannah Burckhardt (21)

ist dankbar für die Vorfreude auf gesellige Theaterabende.

„Der Ausflug zum Supermarkt war in diesem Sommer schon ein Reisehighlight.“

Auslandsbericht: Tokyo - S.70



OHNE MOOS NICHTS LOS

DER STURA VERGIBT EIN

NOTLAGENSTIPENDIUM



Du bist in finanzielle
Not geraten und hast
keine Rücklagen?



Für bis zu drei Monate
kannst du bis zum BAföG
Höchstsatz von
deinen Kommiliton:innen
unterstützt werden.

Das Fortführen deines
Studiums ist gefährdet?
Oder du kannst dir deine
Miete oder dein Essen nicht
mehr leisten?

rückzahlungsfrei
solidarisch
unkompliziert

Du benötigst nur:
(1) Antragsformular
(2) notwendige Belege
(3) Immatrikulationsbescheinigung

Weitere
Informationen
und das Formular
findest du unter:
stura-tuebingen.de/notlage



Ein Studierendenjob in Krisenzeiten

Eine ganze Branche im totalen Shutdown

Gestern saßen wir auf ein Feierabendbier noch dicht gedrängt in einer viel zu vollen Kneipe, heute herrscht hinter den Fenstern jener Kneipe Dunkelheit. Nicht selten sind Sprüche zu hören, wie: „In was für Zeiten leben wir eigentlich?“, oder „Wisst ihr noch, wie es vor Corona war...?“. Ich möchte wissen, wie es den Menschen erging, die den Shutdown in der Gastronomie miterlebt haben und spreche mit zwei Studentinnen darüber, die während des ersten Shutdowns im Café Willi in der Wilhelmstraße gearbeitet haben.

Das Jahr 2020 hat sich ohne Frage anders entwickelt, als wir uns das hätten träumen lassen und der Spuk ist noch nicht vorbei. Doch nach über 9 Monaten hat sich schon so etwas wie eine Routine des Ausnahmezustands eingestellt. Die Nachricht eines weiteren Shutdowns wurde fast schon gleichgültig hingenommen, die Masken gehören mittlerweile fest zu unserem Alltag und dienen mitunter sogar als modisches Accessoire. Einzig der Entzug der sozialen Nähe scheint immer noch etwas zu sein, woran wir uns nicht so recht gewöhnen wollen. Der Wunsch nach Umarmungen und Nähe zu seinen Liebsten hat inzwischen vermutlich selbst die hartgesottensten erreicht. Kurz gesagt: Corona hat in sämtliche Bereiche unseres Lebens Einzug erhalten. Auch in der Gastronomie. Doch was bedeutet das für die Menschen, die hinter diesem Bereich stehen und die sich mit der neuen Situation arrangieren mussten? Ich frage Julie und Tabea, wie sie diese Zeit erlebt haben.

„Es ging alles Schlag auf Schlag. Auf einmal war da dieses Virus, über das alle sprachen. Täglich änderte sich die Nachrichtenlage. Die Leute fingen an, regelmäßig Desinfektionsmittel einzusetzen - auch bei uns im Team - und dann stand auch schon fest, dass es zum totalen Shutdown kommt“, eröffnet Julie das Gespräch. Sie arbeitet nun seit mehreren Jahren im Café Willi. Tabea kündigte im Juli 2020, kann aber ebenfalls auf mehrere Jahre Willi zurückblicken. Beide wissen eigentlich, wie der Hase läuft, aber so etwas wie Corona haben sie noch nicht erlebt. Sie erzählen mir, dass ihr Chef erst einmal alle Aushilfen entlassen musste, weil er sie nicht in Kurzarbeit schicken konnte. Als die Regelungen etwas gelockert wurden, nahm das Willi den Betrieb

langsam wieder auf. Die erfahrensten und am längsten angestellten Mitarbeiter*innen durften zur Wiedereröffnung ihre Arbeit aufnehmen. Anfangs war nur der Straßenverkauf erlaubt, daher gab es den sogenannten Fensterverkauf. „Der Frühling hat uns in die Karten gespielt, die Leute kauften ihren Kaffee oder etwas zu essen bei uns und gingen damit in den Bota“, erklärt Julie. Nach und nach war es auch wieder erlaubt, Gäste an den Tischen zu bewirten. Anfangs war nur die Terrasse des Cafés geöffnet, gegen später wurden dann auch die Räumlichkeiten wieder zugänglich gemacht. „Die Tische waren stark reduziert, die Gäste mussten am Eingang empfangen und dann zu den freien Tischen gebracht werden. Die Mund- und Nasenbedeckung musste



Die Plexiglasscheiben sollten für einen zusätzlichen Schutz sorgen. Zudem waren nicht mehr als 2 Personen im Laden erlaubt. Foto: Riccarda Freitag



bis zum Platz getragen werden. Auch auf den Toiletten herrschte Maskenpflicht. Es war eine sehr anstrengende Zeit für uns Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, weil wir ständig darauf achten mussten, dass sich unsere Gäste auch an die Vorgaben halten. Teilweise mussten wir die Regeln mehrere Male wiederholen, bis sie umgesetzt wurden“, meint Tabea und Julie ergänzt: „Wir haben uns den Mund fusselig geredet, um das Hygienekonzept einhalten zu können“.

Es war eine sehr anstrengende Zeit für uns Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, weil wir ständig darauf achten mussten, dass sich unsere Gäste auch an die Vorgaben halten.

Doch nicht nur das strenge Hygieneprotokoll veränderte die Arbeitsabläufe. „Das, was das Willi ausmacht, ist durch Corona etwas verloren gegangen. Die heimelige, entspannte Atmosphäre litt unter den vielen Regeln, auf die wir unsere Gäste laufend hinweisen mussten, manchmal auch etwas

vehementers als wir das früher getan hätten“, sagt Tabea. „In der Gastronomie gibt es immer sehr viele Vorgaben, die eingehalten werden müssen, besonders, wenn es um die Hygiene geht. Aber in normalen Zeiten waren das alles Vorsichtsmaßnahmen, um bestimmte Fälle zu vermeiden. Mit der Pandemie hatten wir auf einmal eine reale Gefahr im Raum stehen, die höchste Sicherheit voraussetze. Das hat automatisch dafür gesorgt, dass sich das Arbeiten nicht mehr so entspannt angefühlt hat“, ergänzt Julie. „Ich hätte mir gewünscht, dass unsere Gäste noch mehr Verständnis dafür zeigen, dass wir die Regeln nur deswegen haben, um uns alle zu schützen“. Tabea meint außerdem, dass die ständigen Änderungen der Regeln das Arbeiten sehr mühsam machten: „Wir mussten laufend neue Plakate mit neuen Regeln schreiben und die Gäste darauf aufmerksam machen, dass sich wieder etwas geändert hatte. Durch diese Fülle an Regeln war es für uns irgendwann ein permanentes Abwägen, welche Regeln die oberste Priorität haben und welche nicht ganz so dringend sind“.

Auf meine Nachfrage, welche gesetzlichen Vorgaben die meisten Diskussionen nach sich zogen, antworten mir beide, dass vor allem das Tragen einer Mund- und Nasenbedeckung sowie die Erhebung der Daten an den Tischen für Reibungen sorgte. Auch die veränderte Kundschaft brachte eine neue Atmosphäre ins Café. Die vielen Studierenden, die sonst in ihren Pausen auf einen Kaffee vorbeikamen sowie die Gäste, die sich jeden Morgen ihre erste Ladung Koffein im Café Willi abgeholt hatten, fielen durch den Shutdown und die anschließende vermehrte Arbeit im Homeoffice weg. Doch trotz des zusätzlichen Stres-

ses, der Angst vor Ansteckung und der veränderten Kundschaft, betonten sowohl Julie als auch Tabea, dass es sehr schön war, als die Arbeit wieder aufgenommen werden konnte. Die November-Regelung, die Gastronomie bis auf den Straßenverkauf wieder zu schließen, stieß bei Julie auf Unverständnis: „Wir haben uns so angestrengt, den Betrieb regelkon-

„Ich hätte mir gewünscht, dass unsere Gäste noch mehr Verständnis dafür zeigen, dass wir die Regeln nur deswegen haben, um uns alle zu schützen“

form zu führen, haben unsere Sicherheitsvorkehrungen stetig verbessert. Alles, um unseren Gästen eine schöne Zeit mit möglichst geringem Risiko bei uns gewährleisten zu können. Und dann kam der Beschluss, dass die Gastronomie wieder schließen muss, obwohl es in anderen Bereichen weitaus schwieriger ist, ein sicheres Umfeld zu schaffen“, meint sie resigniert. Ich möchte auch wissen, wie es den zwei persönlich erging. Tabea berichtet, dass sie sich nach dem ersten Shutdown einen Job auf dem Markt suchte: „Ich habe mir den Job nicht aus dem Grund gesucht, in einem systemrelevanten Bereich zu arbeiten, aber es ist ein netter Nebeneffekt, dass ich während des zweiten Shutdowns eine sichere Stelle habe und nicht wieder komplett aussetzen muss. Da ich im Frühjahr noch an meiner Bachelorarbeit saß, konnte ich die freie Zeit allerdings ebenfalls sinnvoll nutzen und hatte somit keine allzu großen Probleme.“

Julie erging es da etwas anders. Sie gab Anfang des Jahres ihre Masterarbeit ab, hatte aber nicht vorgehabt, sich direkt im Anschluss eine feste Stelle zu suchen. Doch mit dem ersten Shutdown kamen die Existenzsorgen. Auf einmal fiel sämtliches Einkommen weg, da alles geschlossen werden musste.

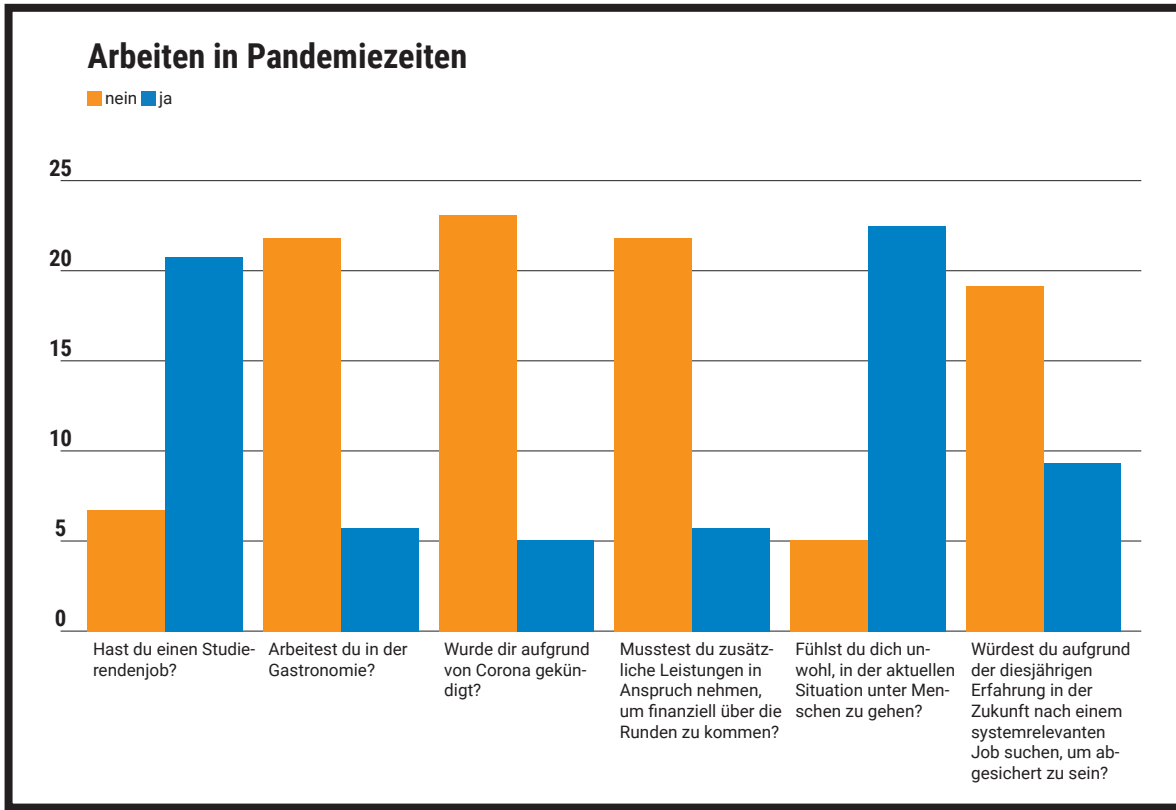
„Mir ging es am Anfang richtig schlecht, vor allem wegen der finanziellen Sorgen. Ich bin so schnell wie möglich zum Jobcenter gegangen, um mir einen neuen Job zu suchen“, erzählt Julie. Aber auch das sah erst einmal nicht so vielversprechend aus. „Ich habe mich auf eine der wenigen Stellen meines Bereichs beworben, die zu der Zeit ausgeschrieben waren und bin jetzt mit 60% fest angestellt. Da meine neue Arbeitsstelle der systemrelevanten Sparte angehört, kann ich auch während des zweiten Shutdowns weiterarbeiten, was im Vergleich zum ersten Shutdown natürlich eine extreme Entlastung ist“. Abgesehen von den finanziellen Sorgen erzählt Julie, dass es ihr sehr schwergefallen sei, sich mit der vielen freien Zeit während des ersten Shutdowns abzufinden. „Normalerweise bin ich von morgens bis abends auf den Beinen, stehe immer unter Strom. Auf einmal fiel alles weg und ich war von morgens bis abends zu Hause. Das ist mir sehr schwergefallen.“

Auf meine Nachfrage, ob sie sich aufgrund der Pandemie unwohl fühlen, mit Menschen zu arbeiten, antworten mir beide mit einem klaren Ja. „Es gibt immer wieder Leute, die ihren Mundschutz einfach abziehen oder den Mindestabstand nicht einhalten wollen. In solchen Momenten würde ich am liebsten nach Hause gehen und mich unter der Decke verkriechen, bis wir Corona endlich hinter uns gelassen haben“, sagt Tabea. Trotz ihrer Sorge hat sie sich im Frühjahr als Probandin für einen Impfstoff gegen COVID-19 bei CureVac gemeldet und sich impfen lassen. Ihr Fazit: „Leider habe ich zu den Wenigen gehört, die den Impfstoff nicht so gut vertragen haben, weswegen es mir einige Tage nicht so gut ging. Aber ich wollte gerne meinen Teil dazu beitragen, um irgendwann wieder einen normalen Alltag zurückzubekommen und die Aufwandsentschädigung ist auf jeden Fall angemessen.“ Zum Schluss möchte ich gerne noch wissen, wie sich das Café Willi

während des zweiten Shutdowns organisiert. Julie erzählt mir, dass es bereits deutlich routinierter abläuft, weil sie bereits auf so eine Situation eingestellt waren. Das Café Willi hat sich mit dem Collegium in der Innenstadt zusammengeschlossen – die zwei Betriebe werden von ein und demselben Inhaber geführt – und es werden wieder Getränke und Gebäck zum Mitnehmen verkauft. Zudem konnten mittlerweile wieder alle Kündigungen rückgängig gemacht werden. Wie es nach dem Shutdown weitergehen soll, ist noch nicht sicher. In einem sind sich Julie und Tabea aber einig: Selbst, wenn die Gastronomie wieder aufmachen darf, ist es nicht das gleiche wie vor Corona – es fehlt die Leichtigkeit.



Julia Gonser (24)
ist dankbar für das gesparte Geld, das sie sonst für Kaffee und Kuchen ausgeben hätte.



Im Rahmen des Interviews wurden knapp 30 Studierende Tübingens anonym befragt, wie es ihnen bisher mit Corona ergangen ist. Der Fokus der Umfrage lag dabei auf der Arbeitssituation.

Sprachlos: Das Fotointerview

Für was bist du dankbar?



Für welche materiellen Dinge in deinem Leben bist du dankbar?



Wie sehr hast du die Schnauze voll?



Welche Kleinigkeiten erfreuen dich täglich?



Was vermisst du aktuell am meisten?



Wo siehst du dich in 10 Jahren?



Was würde der Kultur aktuell helfen?



Was ist das Beste am Theater?



Jonas Breitstadt
Junges LTT Tübingen

Geboren: **15.11.1991** in Marburg
Beruf: **Schauspieler**
Ausbildung: **Schauspielhaus Salzburg**

Wie sehr freust du dich, wieder auf der Bühne vor Publikum zu stehen?



Wie sieht Home-Office für dich aus?



Was ist das Negativste am Schauspiel-Dasein...



... und was das Beste?



Daniel Böckle (26)
ist dankbar für seine 10. Kamera!

ZWISCHEN DISKOKUGELN, BÜROS UND 50er-JAHRE FLAIR



Foto: Sina Gramlich

Corona hat uns in diesem Jahr vieles genommen, was das Unileben ausmacht. Dazu gehört nicht nur die Präsenzlehre in den Unigebäuden oder die spontane Kaffeepause mit Kommiliton*innen. Das Clubhaus ist seit jeher der Ort, an dem das Unileben abseits des Studiums stattfindet.

In der Wilhelmstraße, gleich gegenüber der neuen Aula, steht der alte Betonklotz. Das Clubhaus ist vieles, aber definitiv nicht schön. Überbleibsel von Flyern aus dem 20. und 21. Jahrhundert hängen noch immer in chaotischer Anreihung an halb heruntergerissenen Tapeten, die rostroten Treppengeländer und karge Inneneinrichtung sorgen nicht gerade für eine gemütliche Atmosphäre. Und es zieht wie Hechtsuppe. Einen attraktiven Anblick gibt das alte Gebäude allemal nicht her.

Die einen oder anderen kennen das Clubhaus lediglich als den Ort für wilde Fachschaftsparties. Den Ruf hat es natürlich verdient. Dabei ist es

noch weitaus vielseitiger und facettenreicher wie kaum ein anderes Unigebäude.

Neben der Cafeteria, die uns im Corona-Semester weiterhin unermüdlich mit Kaffee und Snacks versorgt hat, stellt das Clubhaus auch noch einige Büroräume für Hochschulgruppen und andere studentische Organisationen zur Verfügung. Seit knapp einem Jahr leider völlig leer und verwahrlost. Wenn gerade keine Pandemie unser Unileben völlig auf den Kopf stellt, tagen hier regelmäßig unter anderem der Studierendenrat, die Fachschaftenvollversammlung und auch wir, die Kupferblau.

Dass wir das Clubhaus heute nutzen können, haben wir den Vereinigten Staaten zu verdanken. Im Jahre 1957 überreichten der Amerikanische Kongress und das Land Baden-Württemberg den Studierenden feierlich das Gebäude. Ziel des Ganzen war „die studentische Gemeinschaft in der Demokratie“ zu fördern. Es sollte künftig

als Zentrum des studentischen Lebens und Treffpunkt der Fakultäten dienen.

Das ein Jahr zuvor erbaute Clubhaus ist nun sage und schreibe 65 Jahre alt. Das sieht man ihm auch an. Trotz einzelner Renovierungsarbeiten macht das Clubhaus einen verbrauchten Eindruck. Tatsächlich gab es auch schon die einen oder anderen Pläne, es dem Erdboden gleichzumachen.



Foto: Sina Gramlich

Dass es eigentlich unter Denkmalschutz steht, ist für die Tübinger Universität nicht unbedingt ein Hindernis. Das zeigt die Sanierung der Mensa, die ebenfalls unter Denkmalschutz gestanden hat.

Natürlich kann man sich darüber streiten, ob Denkmalschutz für Gebäude aus der Nachkriegszeit wirklich besagten „Schutz“ verdienen. Hässliche, alte Betonklötze wird im Nachhinein wohl niemand mehr vermissen. Und im Grunde freuen sich doch die meisten auf die neue schicke Mensa. Ob das Mensa-Essen dann genauso frisch und attraktiv wie das neue Gebäude sein wird, sei mal dahingestellt. Ziel des Ganzen ist es natürlich, der Stadt und vor allem uns Studierenden einen schöneren Campus zu bieten. Aber ein Gebäude niederzureißen, mit dem man nur mehr oder weniger appetitliches Essen assoziiert, ist sicherlich eine andere Sache als ein studentisches Clubhaus, mit dem die Tübinger Studierenden weitaus mehr verbinden: Zahlreiche hitzige Debatten in Hochschulgruppen, Koffeinschocks beim Versuch, die Deadline der Hausarbeit einzuhalten, die Haare der Kommilitonin oder des Kommilitonen halten, während die billigen Getränke der Clubhausparty wieder ausgespiert werden. Letzteres hoffentlich in die teilweise dafür gedachte Toilette und nicht auf dem Dancefloor, wo ein tanzendes Pärchen ausrutschen könnte. All das ist schon vorgekommen.

Auch wenn das Clubhaus definitiv nach Erneuerung schreit und keine Schönheit im Tübinger Tal darstellt,

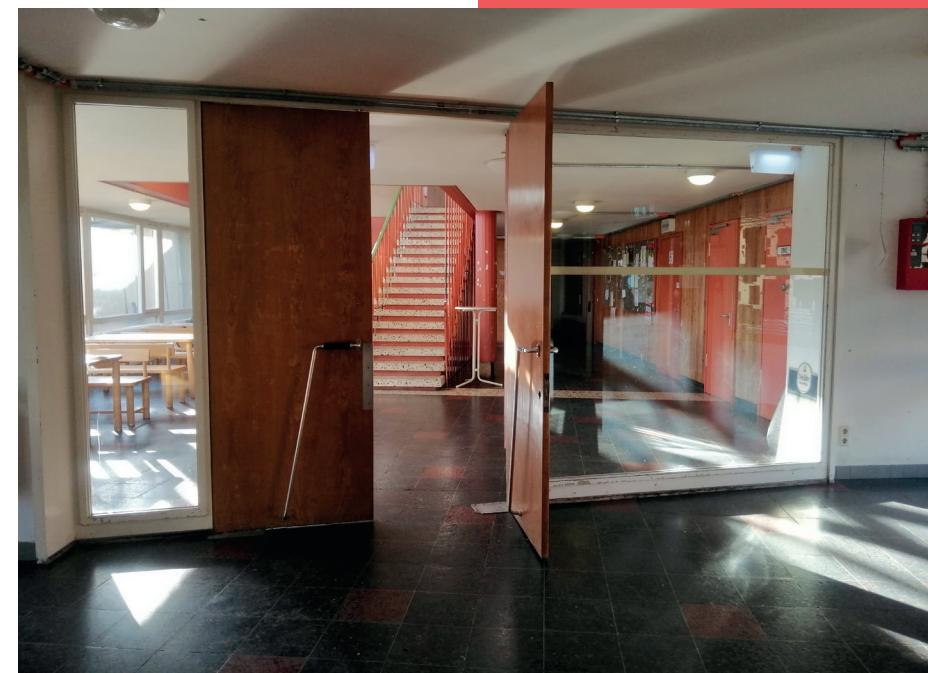


Foto: Sina Gramlich

bedeutet es vielen Studierenden weit mehr als andere Unigebäude. Ob bei Tag oder Nacht, vom Kaffee und Prokrastinieren mit Kommiliton*innen bis hin zum Grölen von Robbie Williams „Angels“, um die letzten Minuten der Party noch voll auszukosten. Ein Semester ohne das Clubhaus war für viele Studierende unvorstellbar und doch ist es 2020 traurige Wahrheit geworden.

Das meiste, das wir am Clubhaus lieben, wurde uns im letzten Jahr genommen.

Umso mehr Hoffnung haben wir, bald wieder unser altes, hässliches, aber geliebtes Clubhaus zu betreten!



Sina Gramlich (25)

ist dankbar, dass alles besser wird, wenn man es mit Käse überbackt.



Foto: @asiaflow

Tokyo

107 Mal die Einwohneranzahl von Tübingen

Reisen – ein unfassbar einzigartiges Hobby, auf welches in diesem ganz besonderen Jahr, coronabedingt (gutes Wort), leider größtenteils verzichtet werden musste. Zumindest über die Grenzen Deutschlands hinaus, war es ab dem ersten Lockdown im März 2020 vorerst nicht mehr möglich die Welt zu erkunden. Der Ausflug zum Supermarkt war in diesem Sommer schon ein Reisehighlight. Wer es bis an den nächstgelegenen Baggersee geschafft hat, war glücklich immerhin von dort einen Instagrampost mit den folgenden Hashtags zu verfassen: #coronasummer2020 #wirwarendabei #stayathome. Auch ich bin eine der wenigen auf der Welt, die das Reisen liebt. Allerdings hatte das Jahr 2020 tatsächlich Großes in Sachen Reisen und Auslandsaufenthalt für mich vorgesehen. Re-

gulär wäre ich im Rahmen meines Masterstudiengangs „International Business“ Anfang August 2020 nach Tokyo geflogen und ein Jahr später erst wieder zurückgekommen. Der Fledermausesser aus Wuhan und Heiko Maas haben mir und meinen Studienkolleg*innen dabei jedoch einen Strich durch die Rechnung gemacht. Zum Glück hat Japan dann doch noch gemerkt, dass ihnen in der Krisenzeit wichtige wissenschaftliche Arbeiter*innen fehlen, die zu ökonomischen Beratungszwecken einreisen dürfen (das war tatsächlich der Grund, weshalb ich im Endeffekt gehen durfte). Mein positiver Beitrag zur Ökonomie in Japan begrenzt sich zwar derzeit noch auf die Absatzsteigerung des einheimischen Bieres, aber hey, dieser Wirtschaftszweig muss auch wieder angekurbelt werden und wer

ist dafür besser geeignet als (insbesondere deutsche) Studierende? Somit konnte ich Anfang November über London nach Tokyo fliegen und bin noch rechtzeitig, vor dem zweiten Lockdown in Deutschland, geflüchtet. Die anfängliche Euphorie, endlich in der Millionenmetropole angekommen zu sein, dämpfte sich jedoch relativ schnell, da ich erstmal 14 Tage in Quarantäne verbringen musste. Währenddessen durfte man nur das Haus verlassen, um zum nächsten Kiosk (conbini) zu gehen. Da es in Japan mehr als 50.000 dieser conbinis gibt, könnt ihr euch vorstellen wie sehr ich meine 50 Meter bis zum nächsten Laden an der frischen Luft täglich genossen habe. Eventuell habe ich mich das ein oder andere Mal, selbst auf diesen 50 Metern aus der Tür raus und geradeaus die Straße

entlang, verlaufen. Da ich die 14 Tage Quarantäne leider nicht in meinen Wohnheimzimmer verbringen durfte, habe ich im Vorhinein ein Einzelapartment angemietet. In dem circa zehn qm „großen“ Zimmer hatte weder ein Tisch noch eine Küche noch ich Platz. Mit meinen 1,74m musste ich in die Knie gehen, um mich im Spiegel anzuschauen. Dementsprechend sah ich dann auch die ersten Tage in Japan aus. Aber nachdem mich eh niemand gesehen hat und meine Lapptokamera zum Glück so schlecht ist, dass man bei Zoom-Vorlesungen gerade so erkennt, dass da ein Mensch vor der Kamera sitzt, war das kein Problem.

Nachdem ich diese zwei Wochen, gefüllt mit drei Staffeln Greys Anatomy und ein bisschen Uni, endlich überstanden hatte, konnte ich in mein Wohnheim ziehen. Wer jetzt ein Wohnheim á la WHO erwartet, liegt (leider oder nicht leider) falsch. Eigentlich ist es ein ganz normales fünf-stöckiges Haus mit Einzelapartments, die privat von der Uni angemietet wurden. Es gibt keine Gemeinschaftsräume, keine Lobby und auch keine anliegende Bar, da hier auch japanische Arbeiter*innen wohnen. Das macht das ganze etwas unpersönlich aber nicht minder wertvoll, denn das Zimmer ist circa 20qm groß und sehr gut ausgestattet. Und das Beste ist, mir fehlt nur der Haaranatz, wenn ich in den Spiegel schaue. Meine Universität, die katholische Rikkyo University, in einem Stadtteil namens Ikebukuro in Tokyo, ist nur zehn Gehminuten von meinem Wohnheim entfernt. Da in diesem Semester alles online stattfindet, war ich bisher nur

zwei Mal vor Ort, um mein Stipendium abzuholen. Über das Stipendium bin ich hier mehr als dankbar. Tokyo ist eine der teuersten Städte der Welt. Ich nehme mal einen uns allbekannten Maßstab: das billigste Bier kostet im Supermarkt umgerechnet circa drei Euro (pro Dose – autsch, aber dafür haben wir ja das Stipendium). Die Bibliothek und die Cafeteria haben jedoch fünf Tage die Woche geöffnet und es sind auch relativ viele Studierende täglich am Campus. Wenn man von der Uni nochmal zehn Minuten weitergeht, ist man im Stadtleben Tokyos angekommen. Das Ausmaß dieser Stadt und der Menschenmengen sind mir immer noch nicht bewusst. Allein die U-Bahn-Stationen sind für mich eine tägliche Herausforderung. Die Station an der berühmtesten Kreuzung der Welt, der Shibuya-Kreuzung, hat 200 verschiedene Ausgänge. Erst vor kurzem war ich mehr als 20 Minuten in einer U-Bahn-Station „gefangen“, weil ich meinen Ausgang einfach nicht gefunden habe (ich muss aber zugeben, dass meine Orientierung gleich Null ist und ich mich selbst in Tübingen oft verlaufen habe). Wäre aber auch nicht so schlimm gewesen, wenn ich ihn bis abends nicht gefunden hätte, denn es gibt dort alle notwendigen Shops und Supermärkte, die meist 24/7 geöffnet haben. Insbesondere Getränke gibt es an jeder Ecke zu kaufen. Japans Verkaufsautomatendichte liegt circa bei einem Automaten pro 23 Einwohner. Die mehr als fünf Millionen Automaten verkaufen zwar größtenteils Getränke für meist weniger als ein Euro, aber auch unter Anderem Zigaretten, Eis, Instantnudeln, Sex-

spielzeuge oder sogar Sprüche, die einem die Zukunft voraussagen. Auch spannend ist es in Japan, die letzte Bahn gegen ein Uhr nachts zu nehmen. Diese ist gefüllt mit sturzbetrunkenen, überarbeiteten Japaner*innen, die sich bei der After-Work-Karaoke Session das ein oder andere alkoholische Getränk gegönnt haben. Wer einen kleinen Einblick in das Ausmaß haben will, sucht bei Instagram @shibuyameltdown. Der Name sagt alles.

Was die Lehre an der japanischen Universität betrifft, kann ich bisher nur Positives sagen. Dieses Semester ist jedoch nicht repräsentativ für ein normales Auslandssemester in Japan, da keine Austauschstudierenden einreisen dürfen, sondern nur Vollzeitstudierende, die mehr als ein Semester bleiben. Ich belege derzeit sieben Kurse. Sechs Wirtschaftskurse und einen Japanisch-Sprachkurs. Das klingt erstmal viel, ist es auch, aber der große Unterschied zu allem was ich bisher an deutschen Universitäten gelehrt bekommen habe (no front), ist, dass es tatsächlich Spaß macht. Alle Kursinhalte sind super spannend, was denke ich hauptsächlich daran liegt, dass es weniger akademisch/theoretisch ist, sondern mehr praxisbezogen und sehr persönlich. Die Lehrenden (ich nenne sie Lehrende, da sie nicht zu vergleichen sind mit deutschen Professor*innen), sind sehr offen, teilen viele persönliche Geschichten und man ist mit allen per Du. Verstärkt wird der persönliche Aspekt dadurch, dass wir maximal zu zehnt in einer Vorlesung sind. In fast allen Fächern sind wir nur zu dritt oder



Foto: @asiaflow

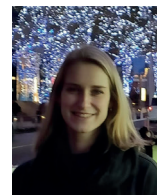
zu fünf. Das beste Beispiel ist meine erst kürzlich eingetroffene Einladung zum Weihnachtsmittagessen mit meinem aus Kanada stammendem Lehrer und seiner Frau. Diese sehr nette und großzügige Einladung nehmen meine zwei Kommilitonen und ich natürlich super gerne an (ohne Hintergedanken auf kostenloses, teures Essen und der Hoffnung auf eine bessere Note). Spaß beiseite, ich denke das würde in Deutschland keiner der Professor*innen auch nur anbieten. Der Arbeitsaufwand ist jedoch ziemlich hoch, da man in jedem Fach mindestens zwei Abgaben, Midterms oder Präsentationen hat und am Ende eine große Klausur schreibt. Das (akademische) Niveau ist aber deutlich geringer als in Tübingen.

Wenn sich jetzt noch jemand überlegt nach Japan zu reisen oder sogar ein Auslandssemester zu machen, habe ich noch ein paar Vorteile zu bieten. Wie ich bereits zu Beginn erwähnt habe, bin ich ein sehr reise- und unternehmenslustiger Mensch. Japan hat alles zu bieten, was man sucht. Von Millionenmetropolen wie Tokyo und Osaka, über atemberaubende Strände

und unglaublichen Schneelandschaften mit einzigartigen Wintersportangeboten bis hin zu zahlreichen, spannenden, heißen Quellen „Onsen“. Man kann also das ganze Jahr über wunderschönen Urlaub machen und Reisen gehen (vorausgesetzt man spart ein paar Monate/ Jahre/ Jahrzehnte). Wenn man als Tourist*in einreist, hat man aber die Möglichkeit den „Japan Rail Pass“ zu kaufen, der einem unbegrenzten Zugang auf fast alle Züge der Japan Railways, inklusive dem Höchstgeschwindigkeitszug „Shinkansen – Bullet train“, bietet. Freizeitaktivitäten, wie Disneyland Tokyo oder eine Bergbesteigung auf den Mount Fuji, bieten zudem abwechslungsreiche Möglichkeiten dem stressigen Alltag zu entfliehen. Kurz gesagt – langweilig wird es in Japan mit Sicherheit nicht. Auch abends nicht, nicht einmal in Zeiten von Corona. Mit derzeit maximal 3000 (offiziellen) Coronafällen am Tag, ist man hier sehr viel besser aufgehoben als in jedem europäischen Land. Die Regierung hat zwar zwischendurch eine Empfehlung ausgesprochen, Shops, Restaurants, Bars etc. ab 22 Uhr zu schließen. Nachdem die Gastronomie jedoch bereits immens darunter

leidet, dass keine Tourist*innen einreisen dürfen, hat fast alles bis spät in die Nacht offen. Ich habe das Glück, bereits viele supernette und offene Internationale Studierende, wie auch einheimische Japaner*innen kennengelernt zu haben, weswegen bereits das ein oder andere Mal bis zum Sonnenaufgang gefeiert wurde. Mit Mundschutz natürlich.

Zusammenfassend kann ich sagen, dass ich superfroh bin hier zu sein. Angesichts der angehenden Pandemie bin ich mir sogar sicher, hier im Moment besser aufgehoben zu sein als in Deutschland. Ich hatte am Anfang meine Bedenken, ob ich gehen soll oder nicht. Ich wollte natürlich nicht das ganze Semester in meinem Einzelapartment festsitzen und nichts unternehmen können. Dementsprechend froh bin ich über das japanische Gesundheitssystem und die Regierung, die mit gutem Beispiel den Ausbruch des Virus versucht einzudämmen. Wenn es für Tourist*innen zwar derzeit noch nicht möglich ist einzureisen, hoffe ich aber, dass ich den ein oder anderen ein bisschen mehr von dem atemberaubenden Land der aufgehenden Sonne überzeugen konnte. Ob für einen Zwischenstopp aus einem anderen asiatischen Land oder aus Australien, oder für einen Langzeitaufenthalt – Japan lohnt sich IMMER.



Sabine Ausweger (24)

ist dankbar dafür, bisher noch nicht auf der Instagramseite @shibuyamelt-down gepostet worden zu sein.



„Wir müssen wieder in Verhandlung treten“ Auf eine digitale Tasse mit Özkan Ezli

In seinem Seminar der „Kulturtheorien der Unterdrückung“ legt Özkan Ezli den Fokus auf soziale Ungerechtigkeiten und Menschen, die darauf aufmerksam gemacht haben, in Form von Schriften, Büchern und Filmen. Unsere Redakteurin besucht jenes Seminar und hat sich mit ihm über diese Themen und die aktuelle Situation unterhalten.

Als Frage zum Einstieg: Wie geht es Ihnen mit der momentanen Gesamtsituation?

Da muss ich fast sagen, peinlich gut. (lacht) Also ich hatte kein schlechtes Jahr. Und das hatte letztlich sehr mit meinem Beruf als Literatur- und Kulturwissenschaftler zu tun, den man auch unter Coronabedingungen sehr gut leisten kann. Ich bin ein großer Fan von Präsenzveranstaltungen, aber ich muss sagen, ich bin von der digitalen Lehre wider Erwarten positiv überrascht. Also, es macht wirklich Spaß. Sensitiv, von der Wahrnehmung her, hört man jetzt nochmal genauer hin und dieser Fokus auf das Gespro-

chene und das Weitertragen des Gesprochenen finde ich sehr positiv für dieses Medium. Natürlich, die Körpersprache, die man in Präsenzveranstaltungen viel besser aufnehmen kann, auf sie besser reagieren kann, das fällt natürlich flach. Und das Lachen, Zurufen, diese Polyphonie, die Gleichzeitigkeit, das ist natürlich bedauerlicherweise kaum existent. Aber insgesamt muss ich sagen, ist meine Erfahrung positiv. Ich würde also die Erfahrung mit der digitalen Lehre nicht negativ sehen. Eher, es ist was anderes, aber auch gut.

Allerdings muss ich ergänzen: Die Themen müssen auch gut sein.

Aufbauend zum Thema des Seminars: Ihr Schwerpunkt liegt bei der Integration und Migration. Wann hat das für Sie angefangen?

Ich bin ja schon ein paar Jahre im Geschäft (lacht). Und wenn ich zurückblicke, was mir immer sehr wichtig war: Kompetenz statt Betroffenheit. Als ich in Freiburg Germanistik, Soziologie und Islamwissenschaften studiert habe, hat ein Freund gesagt, „Schreib doch Deine Magisterarbeit über Kanak Sprak“. Deutsch-Türkische Autoren der zweiten Generation hatten in den 90er Jahren eine eigene Sprache entwickelt. Man hat das gebrochene Gastarbeiter-Deutsch und



Foto: Helena Dschida

das Hochdeutsche in etwas Ästhetisches umgewandelt. Mit Wut. Mit vielen Emotionen. Aber auch sehr spielerisch und humorvoll. Darin haben sich viele der zweiten Generation gespiegelt gesehen. Wir haben kein Vaterland, kein Mutterland- aber wir haben uns. Es ging um dieses „Uns“ und um die besondere Situation, in der man sich befindet, wenn weder soziale und kulturelle Herkunft und Ankunft gegeben sind. Weder Deutsch noch Türke. Dann kam diese Kanak Sprak und hat die Sprache als Medium und Ziel der Ankunft und Herkunft deklariert, es war der Identitäts-Korpus letztlich. Das hat mich angesprochen. Aber ich wollte nicht wissenschaftlich darüber schreiben. Ich habe dann über Michel Foucault meine Magisterarbeit geschrieben, später die Doktorarbeit dann über Reisebeschreibungen und Autobiografien aus dem 19. und beginnenden 20. Jahrhundert im transkulturellen Vergleich und erst mit der Habilitationsschrift habe ich mich der Migration und Integration in Literatur und Film gewidmet. Einfach, weil es mir sehr wichtig war, nicht aus Identifikation und Betroffenheit mich wissenschaftlich einem Thema zu widmen, sondern aus einem distanzierten Interesse. Und es ist mir bis jetzt sehr wichtig, heute mehr denn je, dass Fragen an mich aus Gründen der Kompetenz gerichtet werden und nicht aus angenommener

persönlicher Betroffenheit. Erst mit der Habilitationsschrift war und wurde mir klar, jetzt kann ich darüber schreiben. Ich habe 750 Seiten zu den Narrativen der Integration, Migration in Literatur und Film als einer anderen deutschen Kulturgeschichte geschrieben. Das habe ich nur durch den Aufbau, den ich vorher hatte, so schreiben können. Das ging für mich nicht in der Dissertationsform und auch nicht in der Magisterform. Eher kurz, bündig und fokussiert. Aber da mir schon immer klar war, dass dieses Thema sehr komplex ist, wusste ich, dass es dafür auch eine gewisse Breite braucht. Frantz Fanon schreibt an einer Stelle, dass Kolonialismus dort beginnt, wo ich mich als Objekt sehe und mich auch als Objekt verhalte. Und der Punkt ist, man muss

„Es ist mir bis jetzt sehr wichtig, heute mehr denn je, dass Fragen an mich aus Gründen der Kompetenz gerichtet werden und nicht aus angenommener persönlicher Betroffenheit“

diese ganze Konstellation zum Objekt machen. Dass beide Seiten beschrieben sind. Wenn ich zum Beispiel über die Kanaken in der Magisterarbeit geschrieben hätte, dann wäre ich zu diesem Objekt geworden. Nur wenn ich Distanz habe, Zeit und Erfahrung und den Anderen immer auch im Boot habe, perspektivisch, funktioniert es. Und diese Verflochtenheit, die ist mir, glaube ich, auch gelungen. Das deutet zumindest der Augsburger Wissenschaftspreis für Interkulturelle Stu-

dien 2020 an, den ich für meine Habilitationsschrift erhalten habe. Diese Verflochtenheit war mir in meinem Werdegang wichtig. Dass ich über etwas rede und schreibe, worüber ich reflektieren kann, was ich auch kenne, aber auch mit einer gewissen Distanz betrachten kann. Weil, letztlich geht es um die Sache. Es geht nicht um mich oder das Wehleid von irgendjemandem.

Welche großen Veränderungen haben Sie bei Ihren Schwerpunkten der Migration und Integration bisher beobachten können?

Und welche erhoffen Sie sich, in Zukunft beobachten zu können?

Nachdem ich jetzt zu Formen der Kultur durch Selbst- und Reisebeschreibungen in der Moderne, durch Migration und Integration in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts geforscht habe, habe ich schon auch den Wunsch, eine breiter angelegte Kulturtheorie auf die Beine zu stellen. Mit kulturtheoretischem Zugang natürlich, aber ich würde sehr gern die feineren Mechanismen von Unterdrückung einerseits, aber auch von Ermächtigung, mir genauer ansehen. Weil zurzeit haben wir eine ganz komische Situation, dass herrschende oder regierende Personen sich unterdrückt fühlen. Das macht Erdogan zum Beispiel so, das hat Trump so gemacht. Es gibt Menschen mit Migrationshintergrund, die sich sehr schnell beleidigt fühlen, obwohl es den meisten eigentlich sehr gut geht. Um was für eine Betroffenheit, um was für eine Form der Subjektivität handelt es sich hier, die viele andere affiziert? Das interessiert mich. Weil, sich so schnell beleidigt zu fühlen wie Trump, das ist eigentlich absolut unsouverän. Und da finde ich die Spannungslage inte-

ressant. Dass sie herrschen, aber total unsouverän in der Reaktion dann sind, wenn sie angesprochen werden. Eigentlich sollte man meinen, dass in einer solchen Position irgendwann ein Sättigungsgefühl eintritt. Aber der Witz ist, dass es eher einen aushöhlenden Charakter hat und das eigene Innere nicht wirklich zu existieren scheint, sondern man sich gleich mit einer Aussage beleidigt fühlt. Und da habe ich das Gefühl, dass sich was Grundlegendes verkehrt hat. Und dem würde ich gern stärker nachgehen wollen. Es geht um diese neuartige Emotionskultur, die ich auch bei aktuellen Texten von Menschen mit Migrationshintergrund feststelle.

Das ist das Ziel, auf das Sie hinarbeiten?

Als jemand, der viel mit Denken beschäftigt ist, steckt man auch in diesen Auseinandersetzungen mit drin. Um etwas verstehen, ordnen zu können. Warum ist diese Befindlichkeitslage heute so und warum war sie früher anders? Deswegen ist es mein Ziel, das gegenwärtige Problem zu analysieren und darzustellen. Und letztlich passt es wahrscheinlich auch mit dem, was ich vorher gemacht habe, gut zusammen. Aber man kann erst von einem Ziel reden, wenn man am Ziel ist. Im Allgemeinen interessiert mich diese neue Emotionskultur besonders. Zudem glaube ich, dass dieses Thema einen gesellschaftlich-politischen Mehrwert auch hat. Um den Punkt mit der Emotionskultur abzuschließen: Heute wird Identitätspolitik so betrieben „Ihr habt uns unterdrückt, das war Kolonialismus, was ihr gemacht habt und deswegen schlagen wir jetzt zurück.“ Aber interessant ist da, in Betracht der Literatur und des Films: Es gibt unterschied-

„Die Frage der Schuld kann ja klar sein, aber man ist heute trotzdem nicht die Generation, die wie ein Sklave behandelt wird.“

liche Formen von Kämpfen. Im Kern haben wir es mit Auseinandersetzungen zu tun und Auseinandersetzungen sind Interaktionen. Und oft ist es so, dass dieser interaktionistische Charakterzug immer unabgeschlossen ist. Und das ist etwas, was ich mir wünschen würde, was die Wissenschaft zu dieser Emotionskultur hinzufügen könnte. Es ist vielleicht so gewesen, aber jetzt müssen wir uns mit den Verhandlungen auseinander setzen. Man muss eigentlich wieder in Verhandlung treten. In kämpferischer Form ein bisschen, aber interaktionistisch. Und das ist etwas, was ich heute vermisste, die Interaktion. Man muss sie mit einbringen. Die Frage der Schuld kann ja klar sein, aber man ist heute trotzdem nicht die Generation, die wie ein Sklave behandelt wird. Das darf man nicht vergessen. Man kann darüber sprechen, weil man eine gewisse Nähe, eine gewisse Einsicht hat und diese einbringt. Aber man muss die Interaktion mit einbringen. Und die Tatsache, dass es in der Geschichte sehr viele unabgeschlossene Konstellationen gibt. Und diese Unabgeschlossenheiten zu thematisieren, dadurch die unterschiedlichsten Gruppen zum Weitersprechen anzuregen, darin sehe ich, was die Zukunft angeht, einen großen Wert.



Helena Dschida (22)

ist dankbar für die geschenkte Ruhe und den Willen zusammenzuhalten, den doch so viele Menschen behalten.

My first Days in Tübingen

INTERNATIONAL



Foto: Alice Maccali

“WHAT NOW?!”

was my instantaneous thought as my Flixbus coach left me wandering around Hauptbahnhof at 5 am on a rainy morning of October. After a lot of paperwork, uncertainty and courage, I was finally in the city which would be my home for the following 10 months.

The first day felt weird: it was gloomy, I did not know anyone and by the point I reached my dormitory I had been awake for over 30 hours. It did not look good: amidst all that chaos, the thought of catching the next flight available and go back home crossed in my mind. Thankfully, the next day I

met up with my buddy and the meeting point was on the Neckarbrücke. As soon as I stepped off the bus and saw the view from there, with all those lovely houses and the autumnal landscape something clicked in my head: I had finally received the proof that all that paperwork, the stress and over 8 months of preparation had been totally worth it. By the third day, I had already become acquainted with other Erasmus students and my flat mates and little by little I was getting used to my new life in Germany.

Deciding to move to another country during a global pandemic is no easy task: one of the biggest obstacles in my decision process was the fact that

my courses were all going to be online. Many people I know were telling me that I should stay home, others were sure that although different, I would still enjoy my time abroad. Not only was I afraid of having to be stuck in my tiny room all day, but I feared that I was never going to meet other students by not physically going into campus.

In hindsight and after almost a month of online classes I can confidently say that distant learning, including the language courses I have been following, have been great. Of course, meeting in a lecture hall would be ideal, but so far, the lectures and seminars have been just as interesting and thought-



Foto: Alice Maccali

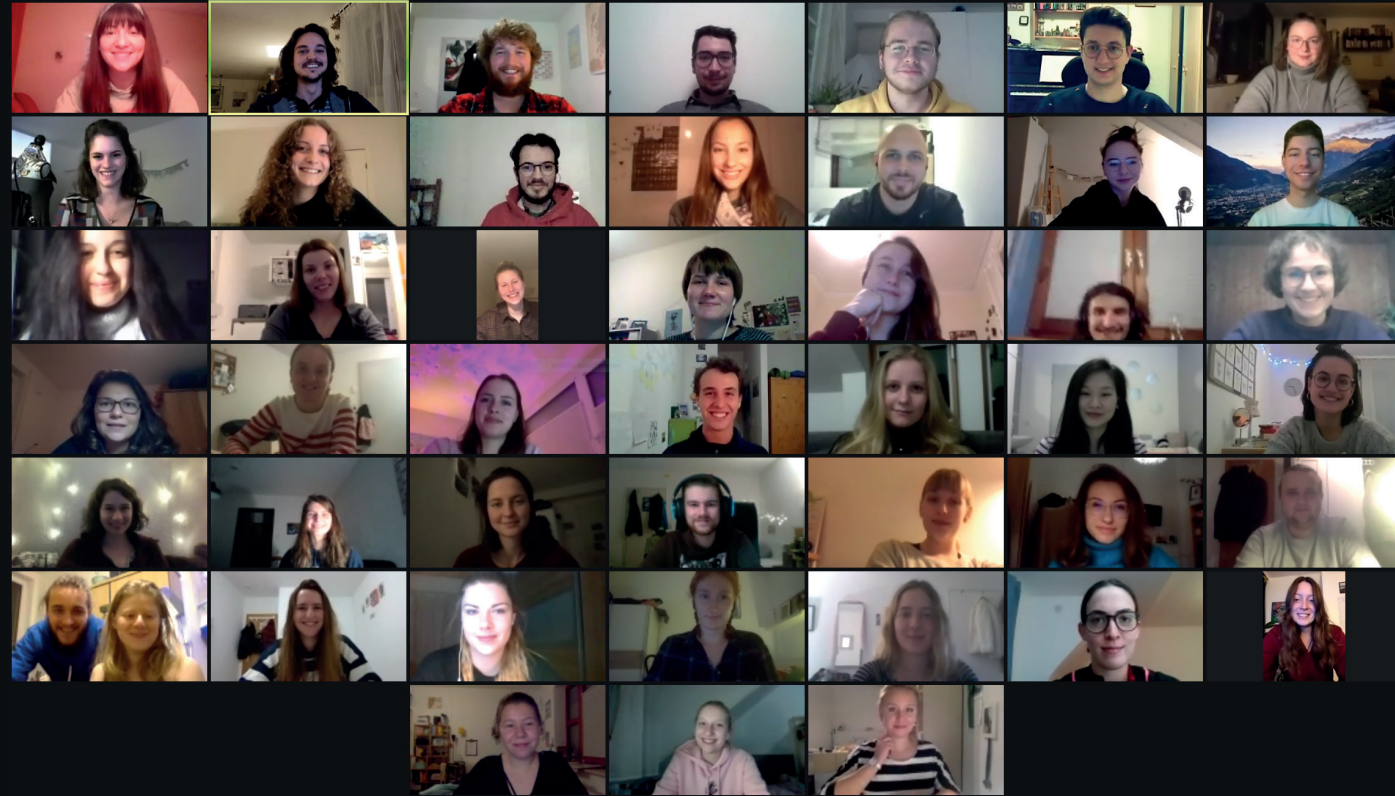
provoking as they would have been in another semester. Had I stayed at home, I would have had to follow online lectures anyway, but I would have missed out on life in Tübingen, that - despite Corona- has been great fun so far.

One of the things I enjoyed the most about the other Erasmus semester that I did in 2018 had been the traveling: Aachen has a unique position at the very heart of Europe and from my dormitory I could walk to the Netherlands and back in very little time. In my first month here, I have just been able to scout Tübingen itself and make a day trip to Stuttgart. I must admit that not being able to travel has been the major drawback of this Erasmus with Corona as I was hoping to explore and make weekend trips across Southern Germany. Yet, I am getting my hopes up for the Summer semester, when we will possibly be allowed to go back to a somewhat normal life.

Living in another country in general has not been a shock so far: my previous experience in North Rhine-Westphalia definitely helped and there are not many differences anyway between Southern Germany and the area where I am from in Northern Italy. Nevertheless, it is always an exciting feeling witnessing a totally foreign place become more and more familiar. I can confirm that the feeling I had on the Neckarbrücke on my second day was right: I am so glad I decided to come here against all odds and I am looking forward to making Tübingen my second home.

Text by Alice Maccali

IMPRESSUM



Kupferblau Nr. 43, Februar 2021

Das studentische Tübinger Campusmagazin Kupferblau erscheint einmal pro Semester. Wir informieren über sämtliche Themen rund um das Studierendenleben und Tübingen – sowohl in der Printausgabe als auch online über www.kupferblau.de. Die Kupferblau bietet mehr als „nur“ journalistische Mitarbeit. Auch Anzeigen-Akquise, Fotografie, Illustration, Layout und Marketing gehören zu den Aufgaben der Redaktion.

Anschrift der Redaktion:
Wilhelmstraße 30
72074 Tübingen

Web: www.kupferblau.de
E-Mail: redaktion@kupferblau.de
print-redaktion@kupferblau.de

Druck: Druckerei Deile GmbH
Auflage: 3000

HERAUSGEBER:

Marvin Feuerbacher

CHEFREDAKTION PRINT (V.I.S.D.P.):

Sina Gramlich
Urs Winterhalder

CHEFREDAKTION ONLINE (V.I.S.D.P.):

Michelle Pfeiffer
Jonathan Pflanzner

REDAKTION:

Alexander Schwab, Anna-Karina Ulbert, Anne Abraham, Cedric Kirchhöfer, Charlotte Joha, Clara Eiche, Clara Solarek, Daniel Böckle, Ellen Lehmann, Eve Christ, Gisele Moro, Hagen Wagner, Hannah Krämer, Hannah Burckhardt, Helena Dschida, Helena Geibel, Holly Geiß, Irene van Ilgen, Ineke Schlüter, Isabel Herrera, Jasmin Tran, Johanna Pahl, Johanna Grün, Jonathan Pflanzner, Jonathan Kamzelak, Judith Hüwelmeier, Julia Kurrat, Julia Gonser, Kai Bergmüller, Katharina Steffen, Kristina Remmert, Kyll Langheinrich, Lea Tautz, Lara Peters, Laura Kotte, Marko Knab, Marie Lohmann, Marie Geisbusch,

Marvin Feuerbacher, Michelle Pfeiffer, Michelle Ullrich, Nathalie Waldenspuhl, Pascal Luh, Pauline Ruhe, Rafael Keroglou, Ronja Hornik, Sonca Ates, Sina Gramlich, Sinem Tuncer, Sophia Holstein, Sophie Vollmer, Tara Ulrich, Thomas Dinges, Urs Winterhalder

COVERFOTO:

Johanna Grün

LAYOUT:

Lars Krause
Gisele Moro

Der Druck des Magazins wurde gefördert durch den Studierendenrat aus QSM-Mitteln. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. Vervielfältigung, Speicherung und Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit schriftlicher Genehmigung der Redaktion.

Hast du Lust mitzumachen?

Dann melde dich über Facebook oder per Mail an redaktion@kupferblau.de.

ITZ WAITING FOR YOU

ZEITGENÖSSISCHES THEATER
MITTEN IN DER TÜBINGER ALTSTADT
Bei uns gibts ECTS-Punkte
für Theaterbegeisterung.

www.itz-tübingen.de



**INSTITUT FÜR THEATRALE
ZUKUNFTSFORSCHUNG**
IM ZIMMERTHEATER TÜBINGEN

AUF DIE PLÄTZE, FERTIG, LOSSPAREN!

Die swt-Vorteilskarte



EXKLUSIV
für TüStrom- oder
TüGas-Kunden

**Profitieren Sie von der neuen, kostenlosen swt-Vorteilskarte.
Einfach herunterladen und lossparen:**

- Herunterladen der App „swt-Vorteilskarte“
- Registrieren in der App
- Lossparen mit rund 3.000 attraktiven Angeboten in der Region, bundesweit und natürlich auch online

MEHR INFORMATIONEN:
www.swt-vorteilskarte.de

